<36621081990014

<36621081990014

Bayer. Staatsbibliothek

Austr. 1028 Cornova

Unterhaltungen

mit

jungen Freunden

der

Vaterlandsgeschichte.

Erstes Bändchen.

Geschichte Böhmens

und

Seiner Oesterreichschen Könige

von

Ferdinands I. Regierungsantritt

bis zu

Kaisers Mathias Tod.

von

Ignaz Cornova.

Prag, 1799.
bey Joh. Gottfried Calve.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Ferdinand I. aus dem Hause Oesterreich wird König.

Meine lieben Freunde!

So darf ich die fleißigen Leser meiner Briefe an einen kleinen Liebhaber der vaterländischen Geschichte alle nennen; da sie mich durch den Beyfall, den sie mir schenken, dazu berechtigen. Bloß ihnen zu nützen, habe ich die Feder ergriffen. Wohl mir! meine Absicht ist erreicht. Was man gern liest, das behält man auch; und gern haben sie bis itzt meine Kleinigkeiten gelesen, das sagen mir ihre ziemlich lauten Wünsche, von mir über diesen Gegenstand noch mehr zu lesen. Könnte ich diese ihre Wünsche unerfüllt lassen? o dann verdiente ich den Nahmen eines Freundes der lieben Jugend nicht, den ich doch immer lieber höre, als jeden andern. Hier also, mei-

ne kleinen Leser! ist die Fortsetzung meiner Briefe, aber in einer etwas geänderten Gestalt. Ihr schmeichelhafter Beyfall fodert mich zur Dankbarkeit gegen Sie alle auf: und ich glaube diese Dankbarkeit auch dadurch an Tag zu legen, wenn ich mich in der Folge nicht mehr nur mit Einem aus ihnen, sondern mit allen zugleich unterhalte.

Des jungen Königs Ludwig trauriges Ende haben sie, meine Lieben! in meinem letzten Briefe gelesen, und wissen aus eben demselben, daß seine einzige Schwester Anna auch seine rechtmäßige Erbinn war. So wie nun einst, nach Abgang aller Männer aus dem Lützelburgischen Regentenstamme, die nächste Prinzessinn Elisabeth ihrem Gemahle Albrecht die Krone zugebracht hatte; so sollte sie itzt, da kein Mann von dem Jagellonischen Herrscherhause in Böhmen mehr übrig war, die nächste Prinzessinn Anna ihrem Gemahl Ferdinanden von Oesterreich zubringen. Denn man darf nicht vergessen, daß Karl IV. schon lange zuvor Böhmen für ein Erbreich auch für die Frauen erklärt habe, ohne daß die Stände des Königreichs dieser Verordnung widersprochen hätten. Aber es war immer eine Parthey unter den Großen Böh-

mens

mens, welche die Königskrone nach Willkühr zu vergeben wünschte; und daher jede Gelegenheit ergriff, die sogenannte Wahlfreyheit selbst wider die Gesetze einzuführen. Diese brachte es dahin, daß acht Herren oder Reichsbaronen, acht Ritter, und acht Bürger ernannt wurden, um zu untersuchen: welcher Fürst das nächste Recht zum Böhmischen Throne hätte? Diese vier und zwanzig Wahlmänner thaten einstimmig den Ausspruch für Ferdinanden.

Der neue König dankte den Böhmen schriftlich für seine Anerkennung; und versprach so zu regieren, daß er alle ihre Wünsche dadurch erfüllen würde. Bey den Kompaktaten, oder dem Genuße des Kelches im Abendmahl, so wenig diesen der Pabst dulden wollte, versprach er sie zu schützen; die Gesetze und Gebräuche des Landes heilig zu beobachten; nichts, was an Ländern bisher zu Böhmen gehört hatte, davon wegkommen zu lassen; nur gebornen Böhmen Aemter zu ertheilen; kurz sich in allem nach dem Beyspiele Karls IV. des väterlichsten Herrschers, den Böhmen gehabt hat, zu richten. Diese Verheissungen musten dem neuen König allgemeine Liebe erwerben; und um ihm von dieser gleich Anfangs einen Beweis zu geben,

eilte ihm der ganze Adel bis Iglau entgegen. Hier beschwur Ferdinand, ehe er Böhmens Gränze betrat, alles das mündlich, was er schriftlich versprochen hatte; und zum Andenken dieser Begebenheit, ward auf eben der Stelle, wo er den Schwur abgeleget, eine Säule mit einer Aufschrift errichtet. Daß man ihn darauf zu Prag mit vieler Pracht und großem Jubel empfangen habe, können sie leicht denken. Man machte sich um so grössere Hoffnungen von ihm; weil man wuste, daß er seine Gemahlinn zärtlich liebte, und diese als eine geborne Böhminn liebte wieder ihr Vaterland über Alles. Konnte man zweifeln, daß Sie ihren Landsleuten nicht immer das Wort reden? oder daß der tugendhafte Ferdinand einer geliebten Gattinn, der Er zwey Königskronen, die Hungarsche und Böhmische, zu danken hatte, so leicht etwas versagen würde? Den 24ten Hornung 1527 ward das Königliche Paar zur großen Freude alles Volkes gekrönet.

II.

Nachrichten vom Oesterreichischen Hause überhaupt.

Mit Ferdinand I. bestieg also das Haus Oesterreich Böhmens Thron zum zweytenmal — denn sie werden sich aus den Briefen noch erinnern, meine Lieben! daß es ihn nach Kaiser Sigmunds Tode mit Albrechten zum erstenmal bestiegen hatte. Und von nun an ward unser Böhmen ununterbrochen von Königen aus diesem Hause beherrschet; so wie es auch von diesem Zeitpunkte an ein Theil der Oesterreichschen Monarchie ist. Wir werden also gut thun, wenn wir, ehe wir uns mit den weitern Schicksalen unseres Vaterlandes bekannt machen, ein wenig in die Geschichte des Hauses Oesterreich zurückgehen. Denn welcher gute Böhme wird nicht gern wissen wollen, von welchen Ahnen die Könige abstammen, die sein Vaterland so lange schon, und so glücklich beherrschen?

In dem ersten Bändchen meiner Briefe habe ich viel von Rudolfen von Habsburg er-

erzählet, der zum Römischen Kaiser erwählt worden, unsern tapfern König Ottokar II. besieget, aber dafür unsern guten Wenzel II. mit der Hand seiner lieben Tochter Guta beschenket, und mit väterlicher Freundschaft überhäufet hat. Dieser grosse Fürst, der vor seiner Kaiserwahl die Grafschaft Habsburg in der heutigen Schweitz besessen hatte, ist der eigentliche Stifter des neuen Hauses Oesterreich, das man zum Unterschied von dem ältern: Oesterreichhabsburg, so wie jenes: Oesterreichbabenberg nennet. Denn die Fürsten, welche früher das Land Oesterreich erst als Markgrafen, und dann als Herzoge besessen haben, waren ursprünglich Grafen von Babenberg aus Franken. Daß der letzte aus ihnen Friedrich II. oder der Streitbare mit unsern Königen blutige Händel gehabt, dann von den Hungarn erschlagen worden, und daß darauf Oesterreich an Böhmen gekommen, haben sie alles in meinen Briefen gelesen; so wie, daß Kaiser Rudolf mit den unserm Ottokar entzogenen Herzogthümern, Oesterreich und Steyermark, seinen Sohn Albrecht, der später Kaiser geworden, belehnt hat, von welchem alle folgende Oesterreichische Herren abstammen. Wir wollen nun mit den Merkwür-

dig-

digsten von ihnen Bekanntschaft machen, meine Lieben! freylich werden die fleißigen Leser meiner Briefe mitunter auf alte Bekannte treffen; und das ist gleich mit Kaiser Albrechten selbst, und seinen zwey Söhnen Rudolf und Friedrich der Fall. Denn daß Albrecht unsern guten König Wenzel II. bekrieget, und daß er nach Wenzels III. Tod seinen ältesten Sohn Rudolf den Böhmen zum König aufgedrungen hat, können sie so wenig, als den Mord dieses Kaisers durch seinen eigenen Neffen, vergessen haben. Friedrich aber mit dem Beynahmen der Schöne ist eben der unglückliche Kaiser, der bey Mühldorf, wo die Böhmen so tapfer gestritten, von Kaiser Ludwigen gefangen worden. Indessen pflanzten beyde das Haus Oesterreich nicht fort; wohl aber Kaiser Albrechts vierter Sohn Albrecht, mit dem Beynahmen der Weise, und der Lahme, der nicht nur von seinem Bruder Friedrich dem Schönen Oesterreich und Steyermark erbte, sondern auch Kärnthen an sich brachte. Ihm folgte Rudolf, ihnen schon als Gemahl der Böhmischen Katharina, der Tochter Karls des IV., und als kein Freund dieses seines Schwiegervaters bekannt. Er war der erste, der sich Erzherzog schrieb;

auch

auch nahm er fünf Adler zum Wappen an, die man irrig für so viel Lerchen angesehen hat. Itzt theilte sich zum erstenmal das Haus Oesterreich in zwey Linien. Die Hauptlinie setzte Rudolfs nächster Bruder: Albrecht mit dem Zopfe, von der Art sein Haar zu tragen so genannt, fort. Es ist eben der, den meine kleinen Leser schon als Karls IV. Freund, und den Gemahl seiner Tochter Elisabeth kennen. Ihm folgte sein Sohn Albrecht IV. unter dessen Regierung Wenzel der Kaiser und unser König als Gefangener zweymal nach Oesterreich gebracht worden. Es macht ihm Ehre, daß er ihn, obschon nicht sein Freund, gut behandelte. Daß Albrechten ein Prinz des Böhmischlützelburgischen Hauses Markgraf Prokop von Mähren habe Gift reichen lassen, ist ein ganz ungegründetes Vorgeben. Albrechts des IV. Sohn war Herzog Albrecht V. als Römischer Kaiser, Albrecht II. Er erbte, als der Gemahl der Tochter Sigmunds, Hungarn und Böhmen; und beydes beherrschte nach ihm sein Sohn König Ladislaw. Sie kennen bereits diese zwey Fürsten, und wissen; daß der letzte kinderlos gestorben ist, und also den Hauptstamm des Hauses Oesterreich beschlossen hat.

III.

Fortsetzung.

Jtzt müssen wir von dem Nebenzweige des Oesterreichischen Hauses reden, der nach Ladislaws Absterben, als der Hauptstamm zu betrachten ist. Der Stifter desselben ist Albrechts des Lahmen vierter Sohn: Leopold mit dem Beynahmen, der Fromme. Er bekam zu seinem Antheil von den våterlichen Besitzungen, erst die Gůter des Hauses in Schwaben, Elsaß, und in der Schweitz; aber hernach auch Steyermark, und Tyrol. Er verlor sein Leben in einer Schlacht wider die Schweitzer bey Sempach. Die von ihm gestiftete Nebenlinie theilte sich wieder in zwey: die Steyermårkische, und Tyrolische. In Steyermark und Kårnthen regierte nåhmlich nach ihm erst sein erster Sohn Wilhelm, und nach dessen unbeerbtem Tode der dritte Ernst, mit dem Beynahmen, der Eiserne: in Tyrol und Elsaß erst sein zweyter Sohn Leopold der Stolze, und dann sein vierter Friedrich mit der leeren Tasche. Man nannte ihn so,

weil

weil ihn Kaiser Sigmund in die Reichsacht erkläret, und er alle seine Länder auf eine Zeit verloren hatte. Mit seinem Sohne Sigmund erlosch die Tyrolsche Linie wieder.

Aber die Steyermärkische Linie ward von Ernests des Eisernen — ein Beynahme durch den man auf seine außerordentliche Leibesstärke deutete — älterm Sohne Friedrich fortgepflanzet. Wieder ein alter Bekannter, meine Lieben! Das ist jener Friedrich, der nach Albrecht II. den Kaiserthron bestieg, des jungen Ladislaw Vormund, und des braven Georgs Podiebrad Freund und Feind war. Er war vier und funfzig Jahre Kaiser, also länger als irgend einer von seinen Vorfahren. Dafür war seine Regierung eine der unruhigsten. Oesterreich fiel zwar nach Ladislaws Tod an ihn; aber sein Bruder Albrecht der Verschwender, und sein Vätter Sigmund von Tyrol gönnten ihm den ruhigen Besitz nicht. Dafür hatte sein Sohn Maximilian das Glück, die Erbinn der damals reichesten Länder zu heurathen. Diese war Maria Karls des kühnen des letzten Herzogs von Burgund einzige Tochter: und so kamen die Niederlande an das Haus Oesterreich, deren Handel und Reichthum den Herzog von Burgund

gund zu einem mächtigern Herrn gemacht haben, als es damals die meisten Könige gewesen sind. Zu diesem Zuwachs an Macht kam noch der vortheilhafte Umstand, daß die Deutschen Länder des Oesterreichischen Hauses, die sonst unter mehrere Prinzen desselben getheilet waren, nun zu einem Staat vereinigt wurden: denn da Sigmund von Tyrol keine Erben gehabt; so besaß Maximilian nach seines kaiserlichen Vaters Tod: Oesterreich, Steyermark, Krain, Kärnthen, Tyrol, einige Ländereyen in Schwaben, und Elsaß. Das sind die Länder, die man unter dem Nahmen des Oesterreichischen Kreises begriff, und, nebst dem an Frankreich abgetretenen Elsaß, noch darunter begreift. Unter dem Nahmen des Burgundischen Kreises aber wurden in der Folge auch jene Länder mit dem Deutschen Reiche vereinigt, welche Maximilian durch die Heurath mit Marien von Burgund an sein Haus gebracht hat. Deren Regierung er aber seinem einzigen Sohne dem Erzherzog Philipp, als dem eigentlichen Erben seiner Mutter, abgetreten hatte. Daß Maximilian auch Kaiser war, wissen meine Leser schon aus den Briefen. Hier muß ich ihnen noch sagen, daß er auch einer der größten und edelsten Für-

sten war. Sein in unzähligen Gelegenheiten an Tag gelegter Heldenmuth ist vielleicht noch sein geringster Vorzug. Er legte den ewigen blutigen Stöhrungen der öffentlichen Ruhe in Deutschland, die man Fehden nannte, ein Ziel; und vermochte die Fürsten, und Stände Deutschlands, anstatt, wie sonst, gleich mit dem Schwerte drein zu schlagen, bey den Gesetzen Aushülfe zu suchen, wenn sie sich, Einer von dem Andern, gekränkt glaubten. Und anderer seiner schönen Eigenschaften zu geschweigen; so war er auch ein Freund der Gelehrten — was freylich fast alle große Fürsten gewesen sind — und selbst ein Gelehrter. Er hatte den Schmerz, seinen einzigen Sohn den schon erwähnten Erzherzog Philipp zu überleben; aber auch den Trost, durch denselben das Haus Oesterreich nicht nur fortgepflanzt, sondern auch dessen Macht durch einen neuen Zuwachs an Ländern vermehrt zu sehen. Denn Philipp hatte sich mit Johanna der Erbinn des Spanischen Reiches vermählet, und ward zugleich mit seiner Gemahlinn zum Thronfolger erkläret; weil seine königlichen Schwiegerältern Ferdinand und Isabella keinen männlichen Leibeserben hatten. Er hinterließ zwey Söhne Karl und Ferdinand, welche in der Folge

bey-

beyde Kaiser, und beyde Stammväter zweyer Linien geworden sind, in welche sich das Haus Oesterreich abermals getheilt hat.

IV.

Stiftung der heutigen Oesterreichischen Monarchie. Ferdinand behauptet Hungarns Krone.

Itzt, meine Lieben! sind wir wieder bey unserm neuen König; denn daß dieser kein anderer als Erzherzog Philipps zweyter Sohn war, brauche ich so aufmerksamen Lesern nicht wieder zu sagen, da ich es ihnen in meinen Briefen schon gesagt habe, als ich von dem Besuch König Wladislaws bey Kaiser Maximilian I. zu Wien gesprochen habe. Er ward im J. 1503 am 10. März in Spanien geboren — denn seine Aeltern, als Thronfolger, hielten sich in diesem Lande auf — und bis in sein vierzehntes Jahr dort erzogen. Sein älterer Bruder Karl, der wegen seiner Mutter der Erbe Spaniens, und wegen seines Vaters der Erbe sowohl der Burgundischen,

als der Deutschösterreichschen Länder war, trat ihm, als er nach Maximilians ihres Großvaters Tod auch zum Kaiser erwählt worden, die letztern ab. Mit dem Besitz dieser Länder verband Ferdinand die Hofnung zweyer Königskronen, als er seine Vermählung mit Annen im J. 1521 wirklich vollzog. Man muß ihn also als den eigentlichen Stifter der noch bestehenden und itzt so mächtigen Oesterreichischen Monarchie betrachten, die eigentlich aus drey Hauptheilen, den beyden Königreichen Hungarn und Böhmen mit ihren Kronländern, und aus dem Oesterreichischen Kreise, zusammengesetzt worden ist. Und weil ein guter Theil dieser Länder, obschon auf verschiedene Art — denn Böhmen ist kein Lehn, wohl aber ein edles Glied desselben — zum Deutschen Reiche gehören; so nannte man die jüngere von unserm Ferdinand abstammende Linie des Hauses Oesterreich, welche diese Länder besaß, die Deutsche; so wie die ältere, als Besitzerinn der Spanischen Monarchie, die Spanische. Auch benannte man sie von ihren Stiftern: diese die Karolinische, jene die Ferdinandische.

Daß, und auf welche Weise, nach seines Schwagers Tod Ferdinand zum Besitz Böhmens

mens gelanget, wissen sie schon, meine Lieben! Nun hatte er aber auch ein unstreitiges Recht auf Hungarn. Schon mit seinem Großvater Kaiser Maximilian, ja selbst mit seinem Urgroßvater Kaiser Friedrich hatte man Verträge geschlossen, in welchen man den Oesterreichern die Erbfolge in Hungarn verbürget hat; und nur mit Einwilligung der Hungarschen Großen hat König Wladislaw seine Tochter Anna, die Thronerbinn nach ihrem Bruder Ludwig, an einen Oesterreichschen Prinzen vermählet. Ferdinand konnte also aus einem doppelten Grund die erledigte Krone fodern: als Gemahl der nächsten Erbinn, und als Friedrichs und Maximilians Abstämmling. Aber Johann von Zapolia oder von Zips — er besaß diese Hungarsche Grafschaft erblich, — der auch vom König abhängender Fürst oder Woywod von Siebenbürgen war, strebte schon lange nach der Krone. Er war dem unglücklichen Ludwig mit den Siebenbürgern nicht schnell genug, wie er wohl gekonnt hat, zu Hülfe geeilet, um seinen Untergang zu befördern: und so wie dieser erfolgt war, ging er mit dem Heer, was er befehligte, anstatt den Verheerungen der Türken zu steuern, nach Stulweissenburg, der Hungarschen Krönung-

stadt

stadt; ließ sich von seinen Soldaten zum König ausrufen, und sogleich krönen. Indessen dachte ein großer Theil der Hungarschen Magnaten zu edel, um Ferdinands Recht zu verkennen; und die verwittwete Königinn Maria, Ferdinands Schwester, stärkte sie in ihrer Treue. Sie versammelten sich sogleich auf einem Reichstage in der Stadt Preßburg, erklärten Zapolia's Krönung den funfzehnten Tag, nachdem sie vollzogen worden, für ungültig, und riefen Ferdinanden zu ihrem König aus. Zwar wollte Johann so schlechterdings nicht weichen: wollte auch von einem Vergleiche nichts wissen, den König Sigmund von Polen zu vermitteln trachtete: auch schlug er Ländereyen und Geld aus, was ihm Alles Ferdinand für die Entsagung angebothen hatte. Es kam also zum Kriege. Ferdinand rückte mit einem Heere in das Reich, seine Hungarschen Anhänger schlugen sich zu ihm, er war allenthalben glücklich, und eroberte die meisten Städte. Hingegen verließ alles den Gegenkönig; und selbst die heilige Krone, wie sie die Hungarn immer nennen, ward Ferdinanden ausgeliefert, der sich dieselbe, als allgemein anerkannter König den 3ten November 1527 feyerlich aufsetzen ließ.

Die-

Dieser kleine Ausflug nach Hungarn war ihnen doch nicht zuwider, meine Lieben? Um unsere Könige ganz kennen zu lernen, ist es manchmal gut, auch das von ihnen zu wissen, was sie ausser Böhmen gethan haben. Wir wollen uns das auch in der Folge gesagt seyn lassen.

V.

Czahera, ein Schüler Luthers, stört die öffentliche Ruhe.

Mittlerweile setzte es auch in unserm Böhmen Kämpfe; aber von ganz anderer Art: man zankte über die Religion. Daß es in Böhmen zahlreiche Utraquisten, die den Kelch im Abendmahl genossen, gab, wissen sie lange; so wie daß viele derselben, aus Unzufriedenheit mit dem Pabste, daß er den Kelch ihnen noch immer versagte, der Lehre Martin Luthers beygepflichtet. Da es aber nicht alle gethan; so verketzerten sich die Utraquisten selbst untereinander, und schalten sich wechselseitig Pikarden. Eine sehr gehässige Benen-

nung, weil die Pikarden selbst von den utraquistischen Lehrern immer verabscheut worden sind. Der Wetterhahn Czahera — sie wissen ja, daß er auf der Kanzel Luthern erst gepriesen, und dann geschmäht habe — predigte nun wieder nach Luthers Grundsätzen; und die Predigten des Oberhaupts ihrer Geistlichkeit musten bey den Utraquisten Eindruck machen. Die Anhänger Luthers nahmen zu; besonders, da um eben die Zeit ein Brief desselben erschien, in welchem er die Böhmen lobte, daß sie sich den Kelch einst nicht hätten nehmen lassen wollen, und sie gleichsam zum Abfall von der Römischen Kirche einlud; denn nur das wollte er sagen, da er ihnen seine Dienste antrug, wenn sie etwa ihre Religion, wie er sagte, reinigen wollten. Auch eine andere Schrift Luthers brachte Czahera unter die Leute: sie handelte von der Sittenverbesserung unter der Geistlichkeit, und ward mit um so mehr Beyfall aufgenommen, weil die Sitten vieler Geistlichen wirklich nicht sehr erbaulich waren. Indessen war das gewiß nicht die Schuld der Katholischen Kirche: diese hat zu allen Zeiten von den Religionslehrern unsträfliche Sitten gefodert; wenn ihren Vorschriften manche Geistliche zu-

wider handeln, so kann Sie so wenig dafür, als der Staat, wenn einzelne Bürger dessen Gesetze nicht beobachten. Aber freylich ist der Mensch nicht sehr geneigt Lehren anzunehmen, die durch das Beyspiel des Lehrers nicht unterstützt werden. Der Abfall von der alten, und die Annahme der neuen Lehre ward unter allen Ständen täglich häufiger. Nun stunden Apostel unter dem Pöbel auf, und wollten Alles zum Lutherthum bekehren; sogar Weiber predigten dafür. Ja! es fehlte nicht an Mönchen, die ihre Ordenskleider ohne weiters von sich warfen, und den Kirchengesetzen zum Hohn Nonnen heuratheten, welche ebenfalls ihre Klöster eigenmächtig verlassen hatten. So wie das alles diejenigen für erlaubt hielten, die an Luthers Lehre Geschmack gefunden hatten; so verdammten es hingegen Andere laut. Ganz Prag insbesondere theilte sich darüber in Partheyen, die einander um so heftiger verfolgten; weil auch Glieder des Raths aus blindem Religionseifer an dem Streite nicht nur Theil nahmen, sondern sich auch zu Anführern der Partheyen aufwarfen.

Es war König Ferdinands Pflicht, die öffentliche Ruhe, die durch alles das gestört

wurde, zu handhaben. Er ließ also das alte Landesgesetz erneuern: dem zu Folge keine andere Religion in Böhmen ausgeübt werden durfte, als die Katholische, und die der Utraquisten; und glaubte dadurch die Quellen der Unruhen, die durch neue Lehrsätze veranlaßt worden, alle verstopft zu haben. Aber wer damit am wenigsten zufrieden war, war das Haupt der utraquistischen Geistlichkeit, der öfter erwähnte Czahera. Luthers Lehre, die er so eifrig verbreitet hatte, widersprach der Katholischen in so manchen Artikeln, welchen die alten Utraquisten immer beygepflichtet haben. Er tadelte also laut und unverschämt die Verordnung seines Königs. Seine Anhänger unter den Utraquisten stimmten in seinen Tadel mit ein: und da sich die Pikarden um so mehr zu ihnen schlugen, weil die königltche Verordnung sie von der Duldung ausdrücklich ausschloß; muste man neue Unruhen besorgen. Diesen vorzubeugen, wollte man denjenigen entfernen, der den großen Haufen so offenbar aufhetzte. Im übrigen scheint der weise König den Vorwurf der Unduldsamkeit von den Utraquisten befürchtet zu haben; wenn er wider ihren vornehmsten Geistlichen, oder den Administrator ihres Konsisto-

sistoriums für sich allein mit Strenge verführe. Er schrieb also einen Landtag nach Budweis aus, um sich mit den Ständen über die Mittel die Ruhe herzustellen zu berathen. Man fand dort für nöthig, den Friedenstöhrer Czahera auf ewig aus Böhmen zu verweisen. Da er sich hernach zu Anspach verheurathetete; bekannte er öffentlich, daß er mehr als Utraquist sey. Denn die Böhmischen Utraquisten gestatteten bisher die Priesterehen nicht.

VI.

Türkenkrieg, und Antheil der Böhmen daran.

Ferdinand hatte in Böhmen die öffentliche Ruhe nur hergestellt; als die Gefahr, mit der Hungarn und Oesterreich von einem grausamen Feind bedroht wurden, seine ganze Sorge auffoderte. Dieser Feind war eben der, gegen welchen König Ludwig bey Mohacz Sieg und Leben eingebüßt hatte: der Türkische Kaiser oder Großsultan Soliman. Durch

die

die eben erwähnte Niederlage des Christlichen Heeres hatte sich derselbe zur Eroberung Hungarns den Weg gebahnet; und die nach des Königs Tod erfolgten Zerrüttungen, hofte er, würden sie ihm erleichtern. Lieb war es ihm also, daß der von Ferdinanden verdrungene Afterkönig Johann von Zapolia ihn um seinen Schutz ansprach. Er sagte ihm denselben zu, und rüstete sich zum Angriff auf Hungarn und das davon abhängende Dalmazien. Ungeachtet der Gegenanstalten Ferdinands, nahm er viele feste Plätze und selbst die Hungarsche Hauptstadt Ofen ein. Ja! bey seiner grossen Ueberlegenheit war es ihm ein leichtes aus Hungarn in Oesterreich einzudringen; und um Ferdinanden auf das äusserste zu treiben, belagerte er selbst Wien. Das war die erste Belagerung, welche diese Hauptstadt von den Türken auszustehen hatte. Soliman unternahm sie im September 1529.

Nicht nur die Hungarn, welche ohnehin verbunden waren, ihr Vaterland zu vertheidigen, hatte Ferdinand aufgebothen, sondern bey zunehmender Gefahr auch seine Böhmen und Oesterreicher; ja er hatte selbst die Fürsten des Deutschen Reichs um ein Hülfs-

heer

heer angesprochen; das diese auch um so lieber ins Feld stellten, weil es leicht vorzusehen war, daß wenn der Türke nur erst Hungarn unterjocht haben würde, die Reihe auch an Deutschland kommen werde. Indessen waren die Reichsvölker nicht so früh beysammen, daß sie Solimans Einbruch in Oesterreich hätten verhindern können: und das eher versammelte Heer aus Ferdinands eigenen Ländern, bey dem sich auch die Böhmen befanden, war zu schwach dazu; denn es belief sich unter dem Grafen Niklas von Salm nur etwa auf 15000 Mann. Es blieb also nichts übrig, als zum Schutze der Stadt Wien so viel Mannschaft, als man in der Eile zusammen bringen konnte, hinein zu werfen. Darunter waren nun auch 2200 Böhmen, 2000 Fußgänger, und 200 Reuter, welche die beyden Böhmischen Ritter: Ernst von Brandenstein, und Wilhelm von Wartenberg zu Befehlshabern hatten. Den Oberbefehl in der Stadt aber führte, zugleich mit andern Feldherren des Königs, der Böhmische Baron Leonhard von Fels. Es macht unsern Landsleuten viele Ehre, daß ihnen die Oberbefehlshaber gerade den Posten zur Vertheidigung angewiesen haben, den die Türken am

hef=

heftigsten bestürmten, und noch mehr, daß sie alle Stürme dieser wüthenden Feinde immer abschlugen. Kurz: die Böhmen hatten an der tapfern Vertheidigung, durch die Soliman gezwungen ward die Belagerung im Oktober wieder aufzuheben, vielen Antheil.

Nicht weniger Ruhm erwarben unsere braven Mitbürger bey andern Vorfällen des Türkenkrieges, der nun in Hungarn und den dazu gehörigen Ländern viele Jahre fortwährte. War es ihnen manchmal gegen zu zahlreiche Türkenheere nicht möglich zu siegen, so wusten sie als Helden zu sterben. So befanden sich einige Haufen von ihnen im J. 1537 bey einem aus mehrern von Ferdinand beherrschten Nazionen zusammengesetzten Heere. Kaum ließen sich die Türken blicken; als der oberste Feldherr Johann Kotzian die Flucht ergriff, dem der größte Theil des Heeres folgte. Nur die Böhmen, die Schlesier, und die Tyroler wollten von der Flucht nichts wissen. Sie bothen dem überlegenen Feind die Spitze, und fanden nach einer tapfern Gegenwehr auf dem Schlachtfelde alle einen ruhmvollen Tod. Dieser Vorfall gab hernach den Böhmischen Ständen Gelegenheit, mit edlem Nazionalstolze darauf zu dringen: daß die Böhmi-

mischen Heere, die man auch in der Folge wider die Türken nach Hungarn schicken wollte, immer von Böhmischen Feldherren befehligt werden sollten. Auch wählte Ferdinand unter sieben Helden aus Böhmens Adel, die man ihm dazu vorgeschlagen hatte, den Ritter Wenzel Pietipesky von Chyß zum obersten Feldherrn des Böhmischen Heeres. Sowohl er als nach ihm Leonhard von Fels legten auf diesem Posten viel Ehre ein; und freudig opferten mehrere Böhmische Herren und Ritter, als Unterbefehlshaber für ihren König Blut und Leben. Nebst diesen von der ganzen Nazion gestellten Heeren, schickten auch die einzelnen Reichsbaronen viele Haufen Krieger, die sie auf ihre Kosten geworben und ausgerüstet hatten, nach Hungarn. Hiezu kam noch die beträchtliche Geldhülfe, die, nach dem Zeugnisse wohl unterrichteter Männer, hingereicht haben würde, ganze Königreiche zu kaufen. Aber Ferdinand verdiente auch diese Anstrengungen durch seine Sorgfalt für das Beste des Landes; welche einen allgemeinen Wohlstand unter den Inwohnern zur Folge hatte. Man weis, daß das Landvolk damals Seide, Gold, und kostbare Spitzen getragen hat. Eine schreckliche Feuersbrunst

hat-

hatte das königliche Schloß zu Prag und die Hauptkirche in einen Schutthaufen verwandelt. Der König baute den Theil der Kirche, den wir noch sehen, wieder auf; und stellte vorzüglich die Gewölber zur Aufbewahrung wichtiger Schriften her, um sie vor Feuersgefahr in der Zukunft besser zu verwahren.

VII.

Religionsangelegenheiten in Deutschland.

Die Geschichte, meine Lieben! kann nicht lauter schöne Thaten erzählen; denn die Menschen handelten nicht immer, wie sie sollten. Indessen ist sie nicht weniger lehrreich; wenn sie uns Gemälde der Laster, oder, die oft nicht weniger schädliche Folgen hatten, der Verirrungen aufstellt. Diese erwecken in uns einen eben so heilsamen Abscheu vor dem Bösen, als groß und mächtig der Reiz zur Nachahmung ist, der in einer jeden getreuen Schilderung der Tugend liegt. Machen sie sich also immer gefaßt, von einigen unserer Vorfah-

fahren sich etwas erzählen zu lassen; was gegen die erst erwähnten Beweise der Treue und Liebe gegen den guten König Ferdinand gewaltig absticht. Doch um mich besser zu verstehen, müssen sie eher so manches sich bekannt machen lassen, was sich in Deutschland zugetragen hat.

Als unsers Ferdinand älterer Bruder Karl König von Spanien unter dem Nahmen Karls V. auch den Deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, fand er die Lehre Luthers in Deutschland schon sehr ausgebreitet. Dieser Augustinermönch, und öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrheit an der Universität zu Wittenberg in Sachsen, hatte in Predigten und Schriften, sowohl die Lehre vom Ablaß, als auch andere katholische Lehrsätze zugleich mit dem Ansehen des Pabstes bestritten; und um so mehr Beyfall gefunden, je schlechter der Unterricht war, den damals das Volk genossen, und je verhaßter demselben seine bisherigen Religionslehrer, wegen ihrer Sittenlosigkeit, waren. Selbst bey mehrern Deutschen Fürsten fanden Luthers Behauptungen Eingang. Der eifrig-katholische Karl hatte also nur Deutschlands Regierung angetreten, als er dem Anwachs der neuen Lehre zu steuern trachtete. Er erklär-

klärte Luthern, nachdem derselbe seine mit der Katholischen Religion nicht übereinstimmenden Sätze zu widerruffen sich geweigert hatte, 1521 zu Worms in die Reichsacht, und befahl, die Vertilgung aller seiner Schriften. Aber theils waren diejenigen, denen es zustund, in der Vollstreckung der kaiserlichen Befehle zu saumselig, theils war Luthers Anhang bereits zu mächtig, um sie allenthalben sicher vollstrecken zu können. Auch war Kaiser Karl selbst mit der Verwaltung der Spanischen Monarchie, und dem Kriege, den er wider König Franz den I. von Frankreich führen muste, zu sehr beschäftiget; als daß er seinen Verordnungen den gehörigen Nachdruck hätte geben können. Man faßte in seiner Abwesenheit auf einem Reichstage zu Speyer den Entschluß, in Religionssachen keine Gewalt zu brauchen; der aber, nach Karls Wunsche, auf einem neuen Reichstage zu eben diesem Speyer, dadurch gewisser massen zurückgenommen ward, daß man das, was zu Worms angeordnet worden, bestättigte. Da wider diesen Schluß jene Fürsten und Städte, welche Luthers Lehre angenommen, am 19. April 1529 protestirten, das ist: ihm feyerlich widersprachen; so gab man nicht nur ihnen,

son-

sondern auch in der Folge, allen Bekennern der von der katholischen abweichenden Lehre in Deutschland den Nahmen: Protestanten. Darauf ließen die Fürsten dieser Parthey, durch ihre Gottesgelehrten ein Glaubensbekenntniß, das ist: einen Inbegriff alles dessen, was sie glaubten, verfassen; und überreichten es auf dem Reichstage zu Augsburg Kaiser Karln selbst. Daher rührt der Nahme der Augsburgischen Konfession, und der Augsburgischen Konfessionsverwandten. Dieses ganze Glaubensbekenntniß oder die Augsburgische Konfession fand indessen so wenig den Beyfall des Kaisers, und der katholischen Reichsfürsten; daß vielmehr alle Neuerungen in der Religion aufs neue untersagt, und die Beybehaltung des Katholischen Gottesdienstes eingeschärfet; wegen der eingeschliechenen Mißbräuche aber, über welche die Protestanten klagten, sie auf eine nächstens zuhaltende allgemeine Kirchenversammlung verwiesen wurden.

Das hierüber geschöpfte Mißvergnügen legten die Fürsten dieser Parthey bald auf verschiedene Art an den Tag. Der vornehmste aus ihnen Kurfürst Johann von Sachsen gab sich alle Mühe die vom Kaiser gewünsch-

te

te Wahl seines Bruders unsers Königs auch zum Römischen König zu hintertreiben: obschon dieselbe den 5ten Jäner 1531 dem ungeachtet zu Köln, so wie den 11ten darauf zu Achen seine Krönung, vor sich gieng. Ein anderer Fürst Landgraf Philipp von Hessen wünschte wider die Katholiken sogleich mit den Waffen loszubrechen; und nur das Zureden der Uebrigen hielt ihn noch zurück. Aber dafür verbanden sie sich unter einander zur gemeinschaftlichen Vertheidigung selbst mit den Waffen; wenn sie wegen der Religion gekränkt werden sollten. Dieses geschah in der Stadt Schmalkalden; daher heißt dieser Bund der Schmalkaldische. Wir werden bald hören, daß diese Begebenheit die Veranlassung grosser Zerrüttungen in unserm Vaterlande geworden ist.

VIII.

VIII.

Schmalkaldischer Krieg.

Kaiser Karl hatte sich die Beylegung der Religionsirrungen von der allgemeinen Kirchenversammlung immer versprochen. Aber da diese itzt in der Tyrolschen Stadt Trident eröfnet worden; erklärten die Protestantischen Reichsfürsten, daß sie den Aussprüchen derselben sich nicht unterziehen würden. Dieses, so wie mancher Schritt der Schmalkaldischen Verbündeten, durch den sie dem Kaiserlichen Ansehen zu nahe getreten waren, bewog Karln zu dem Entschlusse, sich mit den Waffen Gehorsam zu verschaffen. Die Verbündeten die sich auf diesen Fall lange gerüstet hatten, kamen dem Kaiser zuvor; und stunden mit einem fürchterlichen Heere schon im Felde, als Karl seine Kriegsvölker noch nicht beysammen hatte. Und so kam es zum Ausbruch jenes Krieges, der in der Deutschen Geschichte unter dem Nahmen des Schmalkaldischen bekannt ist.

Aber, werden sie vielleicht fragen, was geht denn dieser Krieg unser Böhmen an? leider! nur zu viel, meine Lieben! Unser König ward von dem Kaiser anfgefodert, an dem Kriege Theil zu nehmen. Ohne der Pflicht, die er als Deutscher Reichstand, und als Römischer König gegen den Kaiser auf sich hatte, zu gedenken: so war es immer billig, daß er seinem kaiserlichen Bruder wider dessen Feinde beystünde, da ihm dieser eher wider die Seinigen, wider die Türken, mit einem starken Heere zu Hülfe gekommen war, und den fürchterlichen Soliman aus Oesterreich verdrungen hatte. Hiezu kam noch, daß Ferdinand selbst auf die Häupter des Schmalkaldischen Bundes eben nicht gut zu sprechen war. Landgraf Philipp von Hessen hatte ihm das Herzogthum Würtemberg mit den Waffen entrissen, welches zur Handhabung des Reichsfriedens verbündete Reichsstände, dem unruhigen Herzog Ulrich weggenommen, und König Ferdinanden eingeräumt hatten. Und der Kurfürst von Sachsen, hatte sich Ferdinands Wahl zum Römischen König widersetzt, und ihn auch dafür nicht eher erkannt, als bis er dem Besitz von Würtemberg entsagt hatte. Auch konnte sich Ferdinand um so eher in einen

Krieg einlassen; da er Hungarn wider seinen Gegner Johann von Zapolia, und nach dessen Tode wider dessen Sohn Johann Sigmund für itzt behauptet, und durch einen Stillstand mit den Türken, der freylich viele Städte in ihren Händen ließ, beruhigt; die Hungarn aber durch seine Fürsorge für ihr Land in eine so gute Laune versetzt hatte, daß sie feyerlich erkannten: ihre Krone wäre vermög alter Verträge für Ferdinanden und seine Nachkommen erblich; und nach seinem Wunsche ein Heer ins Feld stellten, das er auch ausser Hungarn, wider die Schmalkaldischen Bundesgenossen, gebrauchen könnte. Nicht so wurden seine Wünsche in Böhmen erfüllt.

Da der Kaiser dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen — sein Vater Johann war mittlerweile gestorben, — und dem Landgrafen von Hessen, die ihm mit beynahe 80000 Mann bedrohten, Anfangs nur etwa 9000 Krieger entgegen stellen konnte; glaubten diese schon gesiegt zu haben, und führten eine sehr trotzige Sprache wider ihn. Karl verlor so wenig den Muth, daß er beyde Fürsten in die Reichsacht erklärte. Auch wuste er, als grosser Feldherr, das gegen ihn nach Bayern, wo er des Regensburger Reichstags

wegen sich befand, anrückende Heer so lang in der Unthätigkeit zu erhalten; bis er sich durch die aus Italien und Niederland herbeyeilenden Völker bis auf 40000 Mann verstärkt hatte. Die Bewegungen, die nun Karl mit seinem Heere machte, und die Wegnahme einiger Orte brachten die Bundesgenossen so sehr aus der Fassung, daß sie von Frieden sprachen. Ein auffallender Entschluß von Fürsten, die Karln kurz bevor den Gehorsam aufgesagt, und um ihre Verachtung gegen ihn an Tag zu legen, ihn gewöhnlich nur Karln von Gent — denn in dieser Hauptstadt Flanderns war Karl geboren — zu nennen pflegten. Aber Karl wollte itzt von keinen Bedingungen wissen; sondern foderte, sowohl der Kurfürst als der Landgraf sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das thaten sie zwar nicht. Aber da bald darauf der Kurfürst nach Sachsen zurückging, um dieses Land wider unsern König Ferdinand sowohl, als auch wider einen Prinzen seines eigenen Hauses, den, ungeachtet seiner Anhänglichkeit an Luthers Lehre, dem Kaiser getreuen Herzog Moritz zu vertheidigen; trennten sich die Bundesgenossen, und ließen Karln freyes Feld, seinen Sieg zu verfolgen. Die Reichsstädte

in

in Schwaben, Franken, und am Rhein, waren großentheils, da sie auch der Lehre Luthers zugethan waren, in den Schmalkaldischen Bund getreten; und konnten demselben bey ihrem damaligen durch Handel erworbenen Reichthum eine vorzügliche Stärke geben. Karl säumte also nicht, sich derselben zu bemächtigen: und sie öffneten ihm, so wie er mit seinem Heere sich nähertte, sogleich die Thore; ja viele schickten ihm Abgeordnete in die Ferne entgegen, und baten um Gnade. Sie erhielten sie; doch musten sie starke Strafgelder erlegen, und ihr schweres Geschütz ausliefern. Auch einige Fürsten verliessen den Bund, und unterwarfen sich dem Kaiser.

IX.

Die Böhmen weigern sich Ferdinanden ins Feld zu folgen.

Wir wissen schon, daß der Kaiser auch seinen Bruder unsern König Ferdinand aufgefodert hat, an diesem Kriege Theil zu nehmen; und er trug ihm insbesondere auf, in-

dessen er selbst der feindlichen Hauptmacht an der Donau die Spitze both, die Länder des Kurfürsten von Sachsen anzufallen. Dieses sollte von Böhmen aus geschehen: und damit es mit um so mehr Nachdruck geschehen möchte; both Ferdinand schon im Jahre 1546 ein Böhmisches Heer auf, das sich unter den Befehlen des Böhmischen Ritters Sebastians von Weitmil bey Kaaden versammelte. Aber den Befehl, zugleich mit den Hungarn in das dem Kurfürsten zugehörende Voigtland einzubrechen, befolgte nur der kleinere Theil dieses Heeres, der auch kleine Siege bey Adorf und Oelsnitz erfechten, und einige Städte erobern half. Der bey weitem grössere blieb unter dem Vorwande zurück: es sey eine Gewissenssache, den Kurfürsten von Sachsen zu bekriegen, der das Abendmahl, eben so wie die Böhmischen Utraquisten, unter beyden Gestalten geniesse. Die Fürbitte der den Böhmen, ihren Landsleuten, immer besonders geneigten Königinn besänftigte den König in so weit, daß er diese Widerspänstigen nicht bestrafte. Aber dafür befahl er am 12. Jäner 1547 ein Heer bis zum 26ten zu stellen, und wies demselben Leutmeritz zum Sammelplatz an. Dawider wandten vorzüglich die Prager

ein: die Böhmen wären nicht schuldig, bloß auf den Befehl des Königs in einem Angriffs-kriege Dienste zu thun; sondern es müsse nach den Gesetzen des Landes in so einem Falle die Stellung des Heeres auf dem Land-tage bewilligt werden. Ferdinand antwortete mit gutem Grunde: der Kurfürst sey in die Niederlausitz eingefallen, dieses Land gehöre zu Böhmen; Böhmen selbst sey also ange-griffen, und dieser Krieg eigentlich ein Schutz-krieg, in welchem jeder Bürger ohnehin die Pflicht auf sich habe, für das Vaterland zu fechten. Itzt brachten die Prager eine zwey-te Entschuldigung vor: wider ihre Glaubens-brüder, sagten sie, zu streiten, verbiethe ihnen das Gewissen. Der König hätte antworten können: da die Sachsen Luthers Lehre bey-pflichteten; so könnten die Böhmen ihre Glau-bensbrüder nicht seyn; es wäre dann, daß sie keine Utraquisten mehr wären, in welchem Falle sie wider die Landesgesetze handelten, denen zu Folge, nebst der Katholischen, nur die Utraquistische Religion im Königreiche ausgeübt werden durfte. Aber Ferdinand war gegen diejenigen, die eine andere Religion hatten, viel duldender, als sie ihn einst, mei-ne Lieben! in manchen Geschichtbüchern ge-

schil-

schildert finden werden. Er bemühte sich vielmehr, ihre Ueberzeugung in Glaubenssachen zu schonen. Nicht weil Johann Friedrich einer andern Religion ist, als der Kaiser und ich, sagte er, bekriegen wir ihn; sondern weil er den Frieden im Deutschen Reiche gestöret, den Türken aufgehetzet, und Böhmische Kronunterthanen in der Lausitz feindlich behandelt hat. Aber selbst auf diese huldvolle Belehrung gab man nichts; da sich, zum Theil durch gewisse Schriften, der Ruf verbreitet hatte: Karl und Ferdinand würden, so wie sie die Deutschen Protestanten ausgerottet haben würden, ihre ganze Macht zur Ausrottung der Böhmischen Utraquisten anwenden. Das Unrecht fühlen sie wohl, meine Lieben! das man einem Ferdinand schon dadurch erwiesen hat, daß man seinem, eines Königs, und eines dem Lande so geneigten Königs, feyerlichem Worte weniger Glauben beygemessen hat, als den Ausstreunngen übelgesinnter Aufhetzer.

Bald machte der König die unangenehme Erfahrung, daß das Mißvergnügen über das Aufgeboth beynahe allgemein im Lande sey. Denn so wie er zu Leutmeritz angekommen war; fand er Baronen, Ritter, und Abgeordnete der Städte in großer Anzahl, die

ihn

ihn alle baten, einen ordentlichen Landtag zusammen zu berufen, und das Aufgeboth nur mit Zuziehung der Stände ergehen zu lassen. Hier legte Ferdinand den König, so zu sagen, ganz bey Seite, und sprach mit den Versammelten nur als Freund. Er entschuldigte sich wegen des Landtages mit der Kürze der Zeit; weil der Feind, wie man zu sagen pflegt, schon vor der Thüre sey: und bat sie dann, da es seine Ehre von ihm fodere, den Zug wider den Feind fortzusetzen, ihn nur aus Gefälligkeit auf demselben zu begleiten. Sie entschlossen sich endlich dazu; aber, wie sie ausdrücklich sagten: nicht um den Befehl des Königs zu befolgen, sondern bloß um seine Person zu schützen.

Gleich darauf schlossen die beyden Gemeinden der Altstadt, und der Neustadt mit vielen Baronen, und Rittern, und den Abgeordneten mehrerer Städte im Karolin oder Universitätsgebäude zu Prag einen Bund, in welchem sie sich zum Beystand unter einander verpflichteten; wenn sie etwa jemand zwingen wollte, dem königlichen Aufgeboth zu gehorchen. Daß Alles gleich darauf einem feyerlichen Gottesdienst in der Teynkirche beywohnte, geschah gewiß darum; weil man glaubte,

die

die utraquistische, oder vielmehr die protestantische Religion sey in Gefahr. Ein Wahn, den sich der Kurfürst von Sachsen zu Nutzen machte, und an die Böhmen schrieb: daß er einerley Glauben mit ihnen hätte. Dadurch hoffte er sie vielleicht gar dahin zu verleiten, daß sie wider Ferdinanden gemeine Sache mit ihm machen dürften. Wirklich muste Ferdinand so was besorgen; weil er sah, daß auch die schriftlichen Ermahnungen, die er von Aussig aus, wohin er mittlerweile vorgerückt war, an die Theilnehmer des Bundes ergehen lassen, ohne Wirkung blieben. Ja! anstatt nach des Königs Befehl sich bey dem Heere seines Feldherrn Weitmil einzufinden; bothen sie ein sogenanntes Ständisches Heer unter einem von ihnen bestellten Feldherrn dem Reichsbaron Kasper Pflug von Rabstein auf: liessen es geschehen, daß die Mannschaft des Kurfürsten die Böhmische Stadt Joachimsthal wegnahm; wechselten mit dem Kurfürsten selbst Briefe; und foderten von diesem Fürsten, er sollte mit dem Kaiser und mit ihrem König keinen Frieden eingehen, ohne sie mit einzuschliessen. Ein Sieg, den der Kurfürst wider einige Mannschaft, die der Kaiser

ser König Ferdinanden zu Hülfe geschickt, bey Rochlitz davon getragen hat, scheint ihnen Muth gemacht zu haben.

X.

Die Strafe ihrer Widersetzlichkeit.

Die Gefahr, die nun sowohl Böhmen, als die Länder Herzog Moritzens bedrohte, bestimmte Kaiser Karln selbst herbeyzueilen. Er richtete seinen Zug gegen Eger, wo er den 5ten April eintraf, und sich mit König Ferdinanden, und Herzog Moritzen, die ihm entgegen gezogen waren, vereinigte. Der Befehl, den itzt der König an die Böhmen aufs neue ergehen ließ: sie sollten das Ständische Heer auseinander gehen lassen, und vielmehr sich zu den Fahnen seines Feldherrn Weitmil versammeln, ward so wenig befolget; daß sie alle Landesinwohner, ja sogar auch die Mährer, auffoderten, sich mit ihnen zur Vertheidigung des Vaterlands wider die in Böhmen eingerückte fremde Kriegsvölker zu vereinigen. Darunter verstunden sie sowohl Ferdinands

Hun-

Hungarn, und Moritzens Sachsen, als auch die Spanier, die durch diesen ganzen Krieg im Heere des Kaisers, der zugleich ihr König war, mit eben so viel Tapferkeit als Treue gestritten haben. Selbst Karls nahe und große Kriegsmacht schreckte sie nicht: es scheint, daß sie sich von dem Kurfürsten, den sie nun ganz als ihren Bundesgenossen ansahen, große Dinge versprochen haben. Aber Karls Sieg vereitelte diese Hoffnungen auf einmal. Er war von Eger schnell nach Sachsen aufgebrochen, hatte den Kurfürsten am 24. April bey Mühlberg geschlagen und selbst gefangen, wodurch nicht nur alle Länder Johann Friedrichs in seine Hände geriethen; sondern auch, da sich der Landgraf von Hessen ebenfalls dem Kaiser unterworfen, der ganze Krieg glücklich geendigt ward.

Dieses änderte auch die Gestalt der Sachen in Böhmen. Sogleich liessen die Stände ihr Heer auseinander gehen; und schickten Abgeordnete an den König, ihn ihres, freylich späten, Gehorsams zu versichern, zum Siege Glück zu wünschen, und für das kaiserliche Heer die Zufuhr der Lebensmittel aus Böhmen anzubiethen. Die Abgeordneten erhielten im Lager bey Wittenberg von

ihrem

ihrem König den mündlichen Befehl, den wider ihn eingegangenen Bund aufzuheben; er bewies zugleich sein gerechtes Mißfallen mit Worten, denen er bald durch die That Nachdruck gab. Er brach mit seinem Hungarschen Heere, das einige kaiserliche, und Herzogs Moritz Völker verstärkt hatten, sogleich nach Böhmen auf; und nachdem er zu Leutmeritz einige minder sträfliche auf ihre Bitte begnadigt hatte, traf er den 30ten Junius zu Prag ein. Von allen Seiten von Soldaten des erzürnten Königs umgeben, versprachen sich die Prager nichts Gutes; hätten aber bald Uebel ärger gemacht, da sie sich zum Widerstande rüsteten. Aber der Kanzler der Altstadt — dies war in vorigen Zeiten ein sehr wichtiges Amt in unserm Vaterlande — Sixt von Ottersdorf, der doch an der bisherigen Widersetzlichkeit einen vorzüglichen Antheil gehabt, rieth itzt vielmehr zur Nachgiebigkeit. Man befolgte seinen Rath so sehr, daß, als der König die am meisten schuldigen Baronen, Ritter, und Bürger der königlichen Städte vorladen ließ, bis auf einige eher aus dem Königreich entwichene, sich alle Übrige mit der Erklärung stellten: sie würden sich mit ihrem König in keinen Rechts-

streit

streit einlassen, sondern überließen sich ganz seiner Gnade. Die zur Untersuchung ihrer Vergehungen verordneten Richter verurtheilten sechs der Schuldigsten zum Tode. Wirklich wurden die beyden Ritter: Wenzel Pietipesky von Schönhof, und Bernhard Barchanetz von Barssowa, und zwey angesehene Männer aus dem Bürgerstande: Jakob Fikar von Wrat Primator, oder erster Rathsherr der Altstadt, und Wenzel Geleny ein Neustädter Bürger, auf dem Königlichen Schlosse, am 22ten August, vor der Eröfnung des vom König zusammenberuffenen Landtages enthauptet; weßwegen auch unsere Böhmen diesem Landtage den Beynahmen des Blutigen gegeben haben. Zwey andere, der Ritter Heinrich Krabicze von Weitmil, und der schon erwähnte Kanzler der Altstadt Sixt von Ottersdorf wurden auf die Fürbitte vieler getreuen Großen begnadigt. An dem Schicksale des Letztern nahm jedermann um so mehr Theil, weil er sonst um die Stadt Prag und das ganze Land große Verdienste hatte, und besonders wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit im größten Ansehen stund. Man bedauerte ihn nur, daß er sich durch blinden Eifer für die Utraquistische Religion, und für

die

die Gerechtsame der Stände, die er beyde in Gefahr glaubte, zu sträflichen Schritten habe verleiten lassen. Auf der andern Seite macht es ihm Ehre: daß er dem Prager Pöbel die Waffen, die derselbe, durch die Ausschweifungen der königlichen Husaren aufgebracht, schon ergriffen hatte, durch sein Ansehen aus den Händen rieß; und daß er eine Einladung der Prager an die Kreise, um bewaffneten Beystand wider den König, hintertrieben hat. Beydes mag Ferdinanden bewogen haben, den Fürbitten für ihn eher Gehör zu geben. Sonst dankte auch mancher Begnadigung oder Linderung der Strafe dem Vorworte Erzherzogs Ferdinands des zweyten Sohnes des Königs und des Ollmützer Bischofs Dubrawius, eben desjenigen, dem wir eine Lateinische Geschichte von Böhmen verdanken. Dem Herzen des Letztern macht es um so mehr Ehre; weil er mit der Pflicht des Richters, denn auch ihm hatte der König die Untersuchung aufgetragen, Mitleiden gegen seine unglücklichen Landsleute — er war zu Pilsen von bürgerlichen Aeltern geboren — zu verbinden wuste. Erzherzog Ferdinand aber legte bey dieser Gelegenheit den ersten Beweis seiner Liebe gegen die Böhmische Nazion ab;

dem

dem hernach während seiner Statthalterschaft so viele andere folgten. Ausser den zum Tode verurtheilten wurden verschiedene aus dem Adel mit der Einziehung ihrer Güter bestraft. Diejenigen aber, die sich der strafenden Gerechtigkeit durch die Flucht aus dem Lande entzogen hatten, wurden der Güter, der Ehre, und des Lebens verlustig erkläret: um aber die letzte Strafe an dem Ständischen Feldherrn Pflug von Rabstein vollziehen zu können, versprach man dem eine große Geldsumme, der ihn entdecken würde; ob man schon diese Absicht nie erreichet hat. Da endlich die königlichen Städte, bis auf Pilsen, Budweis, und Aussig, sich dem Willen des Königs vorzüglich widersetzt hatten, verloren sie alle Landgüter, die sie besessen hatten, welches Schicksal besonders die Hauptstadt Prag betraf. Auch wurden ihnen manche Privilegien oder Befreyungen entzogen, und viele musten beträchtliche Strafgelder erlegen.

XI.

Tod der Königinn. Eifer des Königs für Böhmen.

Es könnte sie befremden, meine Lieben! daß ich unter denjenigen, denen das Schicksal der Böhmen zu Herzen gegangen, die gute Königinn Anna nicht genannt habe. O gewiß hätte Sie den Willen gehabt, und auch die Mittel gefunden, dieses Schicksal noch um vieles zu lindern; aber die vortrefliche, allen Böhmen unvergeßliche, Frau war nicht mehr. Sie war, eben während dieser Bewegungen den 27ten Jäner 1547 zu Prag gestorben. Noch in ihren letzten Tagen belebte Sie jene mütterliche Liebe gegen ihre Böhmen, die Sie in ihrem ganzen Leben an Tag gelegt hatte. Denn Sie beschwur auf ihrem Sterbebette ihren Königlichen Gemahl: die Nazion, bey der Sie geboren worden, immer mit vorzüglicher Huld zu beherrschen. Hüten sie sich, meine Lieben! dem Herzen Ferdinands hier einen Vorwurf zu machen: gleich als wenn er dem

letzten Wunsche einer liebevollen Gattinn durch sein strenges Verfahren gegen die Böhmen Hohn gesprochen hätte. Bedenken Sie nur, was das sagen wollte, einen auswärtigen Fürsten, der mit dem eigenen König im offenbaren Kriege begriffen war, noch als einen Freund, beynahe als einen Bundesgenossen, ansehen? Ferdinand hatte freylich gegen seine Unterthanen Vaterpflicht auf sich; aber auch seine Unterthanen die der Söhne gegen ihn: wenn sich nun Söhne mit einem offenbaren Feind ihres Vaters verbinden, können sie mit Recht über den Zorn des Vaters klagen? Was würden sie selbst von unsern itzt lebenden Mitbürgern sagen; wenn diese, als sich im Jahre 1796 die Feinde unserm Vaterlande genähert haben, nicht für unsern guten Kaiser und König, wie sie es so rühmlich gethan haben, sondern vielmehr zur Unterstützung seiner Feinde sich gerüstet hätten? So wenig im übrigen Ferdinand eine so offenbare Verletzung seines Ansehens, die zugleich Störung der innern Ruhe des Landes war, ungestraft hingehen lassen konnte; so soll ihn doch, nachdem sich der erste Unwillen gelegt hatte, über die dabey bewiesene, freylich nöthige, Strenge einige Reue angewandelt haben.

ben. Ein Beweis davon war es wohl auch: daß er den Städten, so manche entzogene Privilegien zurückgab. Auch erwarb er sich, durch seine verdoppelte Sorgfalt für den gemeinen Wohlstand, bald wieder die allgemeine Liebe der Böhmen.

So wie Ferdinand den innern Wohlstand Böhmens immer am Herzen hatte; so wachte er auch mit besonderm Eifer über der Würde der Krone, und wollte nie zugeben, daß sich irgend eine fremde Macht einiger Oberherrschaft über unser Vaterland anmasse. Daß dieses manche Deutsche Kaiser in den ältern Zeiten versucht haben, haben sie, meine Besten! schon in meinen Briefen gelesen. Ferdinand durfte zwar von dem itzigen Kaiser seinem Bruder etwas ähnliches gar nicht besorgen. Dennoch hatten die auf dem Reichstage zu Worms im J. 1545 versammelten Fürsten des Deutschen Reiches, vermuthlich durch die Schritte jener ältern Kaiser veranlaßt, die Frage aufgeworfen: ob Böhmen als ein Reichslehn nicht auch mit Steuern, wie andere Reichsländer, zu belegen wäre? Ferdinand widersprach dieser Anmassung auf das feyerlichste, und erklärte auf dem nächsten Reichstage, den der Kaiser sein

Bruder nach geendigtem Schmalkaldischen Kriege im J. 1548 zu Augsburg hielt, den versammelten Deutschen Ständen gerade zu: Böhmen wäre ein vom Deutschen Reiche schlechterdings unabhängiges Reich; und wäre also nicht verbunden, die Reichslasten mit zu tragen. Dadurch gab er zu verstehen: daß der König von Böhmen durchaus kein Vasall des Deutschen Kaisers sey. Und dawider läßt sich nicht einwenden: daß gleichwohl die Beherrscher Böhmens in so vielen Kriegen den Kaisern Hülfe geleistet haben; denn das thaten sie bloß als Freunde und Bundesgenossen, also ohne Nachtheil ihrer Unabhängigkeit. Auf der andern Seite wuste Ferdinand mit eben soviel Nachdruck das Ansehen eines Königs von Böhmen über seine Kronvasallen zu behaupten. Dieses waren, wie meine kleinen Leser längst wissen, durch freywillige Unterwerfung die verschiedenen Herzoge in Schlesien. Nun hatten aber die Herzoge von Lignitz mit dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg eine Erbverbrüderung geschlossen, das ist: sie hatten den Kurfürsten und seine Nachkommen, im Falle ihre eigene Nachkommenschaft aussterben würde, zu Erben ihres Landes eingesetzt. Ferdinand sah das für einen

Nach-

Nachtheil seiner Krone an, weil die Länder aller Schlesischen Herzoge einst an den Lehnsherrn, den König von Böhmen, fallen musten; und erklärte die Erbverbrüderung für ungültig. Merken sie diese Erbverbrüderung wohl, meine Lieben! Sie ward in der Folge die Veranlassung zur Trennung Schlesiens von Böhmen. Endlich schien es Ferdinanden eben nicht rühmlich für unsere Nazion zu seyn; daß man sich von dem Spruche der Gerichte in den Städten, wenn man damit nicht zufrieden war, an auswärtige Richter, zu Leipzig oder Magdeburg, wendete. Er schaffte diese Sitte ab; und setzte dafür im J. 1548 einen Gerichtshof ein, der auf dem Prager Schlosse seinen Sitz haben, und unter dem Vorsitze eines Böhmischen Reichsbarons, noch aus zwey Baronen, drey Rittern, vier inländischen Rechtsgelehrten, und vier Bürgern der Hauptstadt Prag bestehen sollte. Bey diesen vaterländischen Richtern sollte jedermann aus Böhmen, Mähren, Schlesien, und der Lausitz Recht suchen, der es bey den untern Gerichtsstellen nicht gefunden zu haben glaubte. Das ist der erste Ursprung jener Stelle, die wir die Appellazion nennen.

XII.

Hungarsche und Deutsche Händel. Tapferkeit der Böhmen.

Böhmens Ruhe hatte der weise König glücklich befestiget; aber in Hungarn ward sie bald wieder gestöret. Umsonst hatte sich Ferdinand mit ihrer längern Dauer in diesem Reiche geschmeichelt; weil er mit der Polnischen Königstochter Isabella, der Wittwe des Afterkönigs Johann von Zapolia, als Vormünderinn Johann Sigmunds im J. 1551 einen Vertrag geschlossen, dem zufolge Sie gegen einige Länderenen in Schlesien, und ein Jahrgeld den Antheil ihres Sohnes in Hungarn, und das Fürstenthum Siebenbürgen, ganz an Ferdinanden übrrlassen hat. Denn theils reuete die herrschsüchtige Frau dieser Vertrag bald wieder; theils war es dem Großsultan nicht lieb, Ferdinands Macht durch Siebenbürgen vermehrt zu sehen. Es kam also zu einem neuen Türkenkriege, der unter abwechselndem Glücke bis in das Jahr 1562 fort-

fortdauerte. Die Böhmen unterstützten ihren König mit Treue und Tapferkeit; und ihr geliebter Statthalter Erzherzog Ferdinand, gleich nach der gedämpften Unruhe hatte ihn sein königlicher Vater dazu ernannt, legte besonders im Jahre 1556 an der Spitze eines Heeres, das ganz aus Böhmen und Mährern bestund, bey der Eroberung mehrerer festen Schlösser viele Ehre ein. Indessen gelang es unserm Könige doch nicht, Johann Sigmunden, der aufs neue als sein Nebenbuhler um Hungarns Krone aufgetreten war, ganz zu verdrängen: so wie er auch noch immer einen Theil Hungarns in Türkischen Händen sehen muste.

Auch im Deutschen Reiche ging es mittlerweile gar seltsam zu. Der Kaiser hatte, als Sieger im Schmalkaldischen Kriege, eine Vorschrift in Religionssachen bekannt machen lassen, an die sich die Protestanten bis zur Entscheidung der Kirchenversammlung halten sollten. Weil diese Vorschrift also nur bis dahin gelten sollte, gab man ihr auch den Nahmen: Interim, was bey den Lateinern inzwischen bedeutet. Schon diese Vorschrift war den Protestanten nicht angenehm: und noch übler waren die Fürsten dieser Par-

they auf den Kaiser zu sprechen; weil er den ehemaligen Kurfürsten von Sachsen sowohl, als den Landgrafen von Hessen noch immer in der Gefangenschaft hielt. Selbst der bisherige Freund des Kaisers Moritz war unzufrieden; da er doch bey dem Siege desselben am meisten gewonnen hatte. Dieser Fürst war das Haupt der jüngern Albertinischen Linie des Hauses Sachsen, so wie Johann Friedrich der ältern Ernestinischen, welche die Kurwürde und das Land, auf dem diese haftete, zuvor besaß. Da Karl Johann Friedrichen beydes entzog, belehnte er damit Moritzen; und so kam durch ihn die Kurwürde auf die jüngere Linie, bey der sie auch bis itzt ist. Dennoch faßte der neue Kurfürst den Entschluß, seinen Wohlthäter zu bekriegen; vielleicht um sich bey seinen Glaubensgenossen, die ihm sein Bündniß mit dem eifrig katholischen Karl übel ausgelegt hatten, wieder zu empfehlen. Er hatte sich unter der Hand mit einigen Deutschen Fürsten, und mit dem König von Frankreich, Heinrich dem II., verbunden; von dem letztern mit Geld unterstützt, stund er plötzlich an der Spitze seiner und jener Fürsten Völker im Felde, und ging auf Inspruck in Tyrol los. Hier hielt

sich

sich Karl auf; aber weil er nichts weniger, als einen feindlichen Anfall vermuthete, nicht nur ohne Kriegsheer, sondern fast ohne alle Bedeckung von Soldaten. Er entging also nur durch eine schnelle Flucht nach Villach in Kärnthen der Gefahr der Gefangenschaft. Diese Bewegungen in Deutschland brachten unsern Ferdinand um alle Hoffnung irgend einer Türkenhülfe von den Reichsfürsten; er beeiferte sich also gar sehr einen Vergleich zu vermitteln. Was ihm, da der Kaiser ohnehin wünschte, seine ganze Macht wider Frankreich, das indessen auch zu den Waffen gegriffen hatte, anzuwenden, endlich auch gelang. Zu Passau ward am 7ten August 1552 der sogenannte Passauische Vertrag geschlossen, dem zufolge Moritz die Waffen niederlegte; die gefangenen Fürsten aber ihre Freyheit, und die Bekenner der Augsburgischen Konfession freye Religionsübung im Deutschen Reiche erhielten.

Kurfürst Moritz zog nun, gleichsam zur Dankbarkeit für seine Vermittlung, König Ferdinanden zu Hülfe nach Hungarn. Aber entweder weil seine alte Freundschaft für Oesterreich ganz erloschen, oder weil in Hungarn kein Kurhut zu erkämpfen war, that der sonst so

un-

unternehmende Krieger nichts. Indessen störte ein Bundesgenoß Moritzens Markgraf Albrecht von Brandenburgkulmbach auch nach dem Passauer Vertrage die Ruhe im Reich, und gab den Böhmen Gelegenheit zu tapfern Thaten; denn da ihn der Kaiser in die Acht erkläret, hatte er es unserm König aufgetragen, ihn zu bekriegen. Ferdinand ließ also im J. 1553 ein Böhmisches Heer unter Heinrichs von Plauen Befehlen in Franken — denn das Kulmbachische, sonst das Bayreuthsche, gehöret zum Fränkischen Reichskreise — einrücken, das mehrere Schlösser des Markgrafen eroberte. Im J. 1554 erschienen die Böhmen viel zahlreicher im Felde. Ihr geliebter Statthalter Erzherzog Ferdinand war selbst an ihrer Spitze, und zwey Böhmische Baronen: der schon erwähnte Heinrich von Plauen, und Bohuslaw Felix Hassenstein von Lobkowitz, waren seine Unterfeldherren. Der Erzherzog ging vor Plassenburg, die Hauptfestung des Markgrafen. Eh er sie aber einnehmen konnte, hatte der Markgraf die Reichsstadt Schweinfurt besetzt; verließ sie aber eilends bey der Annäherung des Erzherzogs. Dem Fliehenden ward nun Lobkowitz — Plauen war mittlerweile gestorben — mit dem Heere

re nachgeschickt, der ihn den 13. Junius bey dem Kloster Schwarzach ereilte; und troß der hartnäckigsten Gegenwehr, sein ganzes Heer niedersebelte. Nur mit wenigen Reutern entkam der Markgraf. Itzt ergab sich Plassenburg, und die siegenden Böhmen machten dort und im eroberten Lager reichliche Beute. Der tapfere Lobkowitz brachte dem Erzherzog als Siegeszeichen siebzehn feindliche Fahnen. Der König schenkte sie dem, dessen Tapferkeit sie erfochten hatte. Da Lobkowitz Herr von Kommotau war; ließ er sie dort in eben der Kirche aushängen, in der man, und zwar über seinem Grabmahle, lang ein Gemählde sah, das die Schlacht bey Schwarzach vorstellte.

XIII.

Ferdinand I. Kaiser; sein prächtiger Einzug zu Prag.

Kaiser Karl war in dem Kriege wider Frankreich itzt nicht glücklich; besonders mißlang ihm die Belagerung der Stadt Metz. Man glaubt gewöhnlich, daß der darüber gefaßte Mißmuth, der um so natürlicher war, je glücklicher Karl in seinen Kriegen sonst, besonders gegen die Franzosen, gewesen, deren König Franz I. er sogar einst unter seinen Gefangenen gezählet, ihn in seinem Entschlusse bestärkt habe: die Regierung niederzulegen, um die letzten Jahre in der Ruhe und Einsamkeit eines Spanischen Klosters zuzubringen. Er entsagte also sowohl dem Kaiserthum, als der Spanischen Monarchie. In dieser war sein Sohn Philipp sein Nachfolger, der auch die ältere Spanische Linie des Hauses Oesterreich fortpflanzte; und in jenem, unser Ferdinand. Es brauchte aber keiner neuen Wahl und Krönung; weil er schon eher zum Römischen König,

nig, das ist: zum Nachfolger des Kaisers gewählt worden war, und die Krönung des Römischen Kaisers von jener des Römischen Königs nicht unterschieden ist. Ferdinand ward nur in einer Versammlung der Kurfürsten zu Frankfurt, nach vorgelesener Entsagung seines Vorfahrs, als Kaiser ausgeruffen. Er nahm darauf den Titel: Kaiser, an; und führte von nun an, vom Monat März des 1558ten Jahres, die Reichsregierung in seinem eigenen Nahmen, die er sonst, bey dessen öfterer Abwesenheit aus Deutschland, in seines Bruders Nahmen geführet hatte. Der Widerspruch des Pabstes hatte die Folge: daß Ferdinand und seine Nachfolger die Krönung zu Rom, als überflüßig, unterlassen haben. Karl V. starb bald nach seiner Entsagung den 21. September 1558. Er ist sicher einer der größten Kaiser gewesen; und dieses schon darum, weil er die tapfersten Feldherren, und weisesten Minister nicht etwa nur gehabt — nein! sie meistens selbst gebildet hatte.

So wie Ferdinand im Winter öfters nach Prag zu kommen pflegte, so begab er sich auch im November des ersten Jahres seiner kaiserlichen Regierung dahin; und die Böhmen wollten ihn eben darum, weil er sie

das

das erstemal als Kaiser besuchte, mit außerordentlichem Gepräng empfangen. Ich weis es gewiß, daß meinen kleinen Freunden die Erzählung seines feyerlichen Einzugs Vergnügen machen wird. Der Kaiser war noch eine ziemliche Strecke von Prag entfernt; als ihm sein Sohn der Statthalter mit allen Großen des Landes und mit 3000 wohlgerüsteten Reutern entgegen kam. Unter dieser Begleitung setzte er den Zug gegen die Stadt fort, und ward nahe an derselben des bürgerlichen Fußvolks ansichtig, das aus 8000 bestund, unter welchen 3000 völlig so gerüstet waren, wie einst die gefürchteten Taboriten im Hussitenkriege. Sie hatten besonders eiserne Dreschflögel, mit denen sie auch einige Uebungen machten, wie sie einst Žižka eingeführt hatte. Ehe er noch die Stadt selbst betrat; ward er von 1500 Knaben, die alle blendend weiß in Seide gekleidet waren, begrüßt. Was aber am meisten auffallen muste; so waren an der Spitze dieser Knaben zwölf bärtige Zwerge, keiner grösser als die Knaben, und alle Bürger der Prager Städte. Dann ward er auf einem Platze der Stadt von 1000 Greisen mit grauen Haaren, auf einem zweyten von 800 Wittwen, und auf einem dritten von 3000

Jung-

Jungfrauen bewillkommet. Schon ihre Schönheit und Eingezogenheit entzückte Ferdinanden; aber nichts überraschte ihn so sehr, als daß eine derselben eine Lateinische Anrede an ihn hielt, die er auch selbst mit allen Merkmaalen der Güte beantwortete. Auch den andern Lateinischen Rednern an der Spitze der Knaben, Greisen, und Wittwen antwortete der Kaiser selbst in eben dieser Sprache: nur die Böhmische Bewillkommungsrede des Obersten Burggrafens Johanns von Lobkowitz muste in seinem Nahmen der Hofkanzler beantworten. Der Anzug dieser verschiedenen Abtheilungen war wohl gewählt: die Greise und Wittwen waren in schwarzer Kleidung, die Jungfrauen in Marder- und Zobelpelzen; eine jede von ihnen hatte einen Blumenstrauß in der Hand, so wie eine jede Wittwe, weil der Kaiser schon gegen Abend bis zu ihnen kam, eine brennende Kerze, die Greise aber hatten alle weiße Bärte. Der Kaiser ritt von dem Roßthore an unter einem prächtigen Himmel, den einige Glieder der drey Stadträthe, die ihn hier empfangen hatten, über ihm trugen, bis auf das königliche Schloß; wo er das ganze Domkapitel zu seinem Empfang versammelt fand. Der beste

Fürst

Fürst legte durch den ganzen Zug seine Zufriedenheit über alle diese Anstalten, und über den freudigen Zuruf des häufig versammelten Volkes durch Worte und Mienen an Tag. Aber mit vorzüglicher Huld nahm er die Bewillkommung der Vorsteher der Karolinischen Universität auf, die bey dieser Gelegenheit in Purpurmänteln, die Karl IV. hatte verfertigen lassen, erschienen waren. Er reichte ihnen die Hand, und sagte zu dem Rektor Magnifikus: er habe gelehrte Männer immer geschätzt, und würde sie immer hochschätzen. Freylich hatte diese Hochschätzung des gelehrten Verdienstes Ferdinand mit allen großen Fürsten gemein; aber sie hier an Tag gelegt zu haben, gehöret zugleich unter die Beweise einer Tugend, die ihm mancher ungerechte Geschichtschreiber abspricht. Diese Gelehrten waren Utraquisten, das ist: damals keine Katholiken mehr. Und doch wollen gewiße Leute behaupten: Ferdinand habe die Bekenner anderer Religionen gehaßt. Doch hievon in der nächsten Unterhaltung mehr. Sonst verewigte die Universität das Andenken der Feyer dieses Tages durch viele Reden und Gedichte; und ihre Glieder sorgten für treffende Sinnbilder und geschmackvolle Aufschrif-

schriften, mit denen man die vielen Triumphbögen und Prachtgerüste gezieret hat. Der Kaiser ließ die Beschreibung dieses Einzuges von einem Böhmischen Gelehrten, in mehrere Sprachen übersetzen. So entzückt war er über die Liebe seiner Böhmen, der sie durch den Landtagschluß, den Kaiser oder einen seiner Söhne wider die Türken ins Feld zu begleiten, gleichsam die Krone aufsetzten.

XIV.

Ferdinands Toleranz.

Ich habe es ihnen, meine Besten! versprochen, sie das nächstemal von Ferdinands Duldung gegen andere Religionsverwandten zu unterhalten. Vor allem müssen sie sich es in das Gedächtniß zurückruffen: daß die Böhmischen Utraquisten sich nach und nach ganz zu Luthers Lehre hingeneigt haben; ja daß sie sich sogar, wie die Protestanten in Deutschland, schon Evangelische zu nennen anfiengen. Nur den alten Utraquisten aber, die, den Genuß des Kelches im Abendmahl ausgenommen,

men, sich an die Sätze der Katholiken hielten; nicht aber den Evangelischen, die von jenen Sätzen so vielfältig abwichen, war ein König von Böhmen Duldung nach den Landesgesetzen schuldig. Und dennoch genossen sie diese neuen Utraquisten unter Ferdinand in so hohem Grade, daß sie selbst gestehen musten; er habe die Wahrheit geredet, als er öffentlich erklärte: er hätte die Utraquisten immer so sehr geschützet, daß sie unter seiner Regierung sich so vermehret haben, wie unter keinem seiner Vorfahren. Und diesen Schutz entzog er ihnen auch dann nicht; als sie diese Religion zum Vorwand brauchten, sich im Schmalkaldischen Kriege ihrem König zu widersetzen, und sich mit seinem und des Vaterlands Feinde zu verbinden. Einzelne Lehrer dieser Religion, wie ein Czahera, und im J. 1555 sogar 200 andere, wurden freylich des Landes verwiesen. Aber, die Letztern hatten von der Kanzel anstatt des Evangeliums geradezu Aufruhr gepredigt; und jenen haben auf dem Landtage so viele Utraquisten selbst der Störung des Friedens und der bürgerlichen Ordnung schuldig gefunden. Und nie gaben die Böhmischen Utraquisten einen überzeugendern Beweis, daß sie nicht mehr

bloße

bloße Utraquisten wåren, als daß der durch Ferdinands Bemůhungen vom Pabst Pius IV. ihnen gestattete Kelch auf sie sogar keine Wirkung machte, daß sie in ihrer Trennung von der Kirche verharrten. Das war zum zweytenmal, daß sie Ferdinands Hoffnung, sie wieder mit der Kirche zu vereinigen, vereitelt haben: er hatte sie das erstemal im J. 1559 gefaßt; da eben ein sehr billiger Mann, Johann Mystopol, utraquistischer Administrator, oder Vorsteher ihrer Geistlichkeit, war. Aber weder itzt, noch damals ließ Ferdinand ihre Geistliche, auf die es hauptsåchlich ankam, seinen Unwillen empfinden: er ließ vielmehr die Utraquistischen Pfarrer immer gleiche Begůnstigungen mit den Katholischen geniessen.

Die Stiftung einer neuen Universitåt in Prag, von ihm die Ferdinandische genannt, war freylich fůr die Utraquisten ein Stein des Anstosses; weil sie mit Lehrern aus dem Jesuitenorden, der gerade damal fůr die Verbreitung der Katholischen Lehre am meisten eiferte, besetzt wurde. Aber die alte Karolinische Universitåt blieb im Besitz aller ihrer Vorrechte. Und da die Lehrer an derselben so intolerante Utraquisten waren, daß sie den Gebrauch des Kelches jedermann aufdringen

wollten; so muste wohl Ferdinand durch eine andere Anstalt für den Unterricht der Katholischen Jugend sorgen. Daß er aber diesen den Jesuiten anvertraute, geschah nach dem Wunsche der Stände des Königreichs. Freylich erfüllte Ferdinand diesen Wunsch sehr gern, vorzüglich darum; weil er sich von eifrig Katholischen Lehrern der Jugend viel Gutes für die Katholische Religion selbst versprach: aber wer kann den Fürsten mit Grunde tadeln, der von der Wahrheit seiner Religion überzeigt, ihre Ausbreitung in seinen Ländern wünschet; und diesen Wunsch durch keine Zwangsmittel, nur auf dem Wege der sanften Belehrung zu erreichen trachtet? Eben so wenig dachte der tolerante Fürst an eine gewaltsame Untergrabung der Utraquistischen Religion; als er den Erzbischöflichen Stul zu Prag, der seit dem Abfall des Erzbischofs Konrad von Vechte im J. 1431 ledig gestanden, im J. 1562 wieder besetzte. Dieses hatten die Stände des Königreichs, selbst die Utraquistischen, lange zuvor gewünscht; und auf dem Landtage 1545 den Lehrer der Söhne des Königs, Johann Horak von Hasenberg, zu dieser Stelle vorgeschlagen. Es war nur die Frage von den dieser erhabenen Wür-

de

de angemessenen Einkünften; denn die ehemaligen Güter des Erzbisthums waren in den Händen des Adels, und guten Theils des utraquistischen Adels. Dieser fürchtete ganz natürlich, daß sie bey dieser Gelegenheit zurückgefodert werden würden. Aber Ferdinand beruhigte die damaligen Besitzer durch die Versicherung, daß dieses niemals geschehen werde; und nahm es auf sich, das Erzbisthum theils aus den Gütern eingegangener Klöster, theils aus seinen eigenen Einkünften aufs neue zu stiften. Auch die Person des vom Kaiser ernannten Erzbischofs konnte den Utraquisten nicht anderst als angenehm seyn. Dieser war Anton Bruß, von seinem Geburtsort in Mähren, gewöhnlich Anton von Müglitz genannt, Generalgroßmeister der Kreuzherren mit dem rothen Stern, und bisher Bischof zu Wien: ein Mann durch seine Gelehrsamkeit eben so verehrungswürdig, als durch sein erbauliches Leben, und eben darum eben so tolerant gegen die Bekenner fremder Religionen, als eifrig in der Seinigen.

Weil von Ferdinands Toleranz die Rede ist; so muß ich hier zwar anmerken, daß er die Pikarden, nach dem Beyspiel seiner Vorfahren zwar aus Böhmen verwies, aber

ebenfalls nur, weil sie Unruhen stifteten. Denn in Mähren, wo sie sich als gute Bürger und ruhige Unterthanen betrugen, ließ er sie ungestört nach ihrer Ueberzeugung glauben, und leben.

XV.

Maximilians Krönung, und Ferdinands Tod.

Eine der ersten feyerlichen Verrichtungen des neuen Erzbischofs war die Krönung des ältesten Sohnes unseres Ferdinands des Erzherzogs Maximilians, den 20 September 1562. Zu dieser verlangte der kaiserliche Vater die Einwilligung der Stände, bloß damit sie bey den Lebzeiten des wirklichen Königs geschehen könnte. Man muß aber diese Einwilligung gar nicht für eine Wahl dieses Prinzen zum Thronfolger ansehen. Nein! Maximilian war schon als der Sohn Annens, an die, nach Karls IV. Verordnung über die weibliche Erbfolge, nach ihres Bruders König Ludwigs Tod die Krone fallen muste, der wahre Erbe Böh-

mens.

mens. Und Ferdinand hatte das Recht seiner königlichen Gemahlinn und ihrer Nachkommen schon lange zuvor im Jahre 1545 durch eine öffentliche Schrift verwahret, die er in die Landtafel hatte eintragen lassen. Er that das darum, damit man daraus, daß er den Ständen für seine Anerkennung als König gedanket hat, nicht etwa die Folge ziehen möchte, daß er ihnen dadurch das Recht eingeräumet, ihre Könige zu wählen. Vor der Krönung verband sich Maximilian auf ausdrückliches Verlangen der Stände, sich, so lange der Kaiser sein Vater leben würde, in die Regierung des Königreichs nicht zu mischen. Bald darauf wußte auch Ferdinand die Deutschen Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie seinen königlichen Sohn zum Nachfolger auf dem Kaiserthrone wählten; so wie er auch den 30ten November als Römischer König zu Frankfurt am Mayn gekrönet ward. Das folgende Jahr den 13ten September setzten ihm auch die Hungarn ihre Krone feyerlich auf.

Bey Gelegenheit der Krönung seines Sohnes hatte Ferdinand sein Böhmen zum letztenmal besucht. Er ward demselben und allen seinen Ländern zu Wien am 25ten Julius

lius 1565 durch einen Tod entrissen, der eben so erbaulich war, wie sein ganzes Leben. Daß er den Tag seines Todes vorhergesagt habe, ist zwar nur eine Sage; indessen erzählen das selbst unkatholische Geschichtschreiber. Um so einstimmiger sind Katholiken und Protestanten, die Herzensgüte, die reinen Sitten, und die erhabenen Tugenden dieses großen Kaisers zu loben. Daß er allen Fürstenpflichten auf das heiligste entsprochen habe, beweiset, um nur von unserm Böhmen zu reden, nichts so sehr, als der Ueberfluß, in dem unter seiner Regierung unser Landvolk lebte. Es war also, so wie er überhaupt ein strenger Wahrheitsfreund war, auch buchstäbliche Wahrheit, was er den Widerspänstigen im Schmalkaldischen Kriege schriftlich gesagt hat: daß er den Inwohnern des Landes mit väterlicher Liebe geneigt sey. Und was für strenge Begriffe von den Pflichten eines Herrschers muste Ferdinand nicht haben? der als er sie seinem zum Römischen König gewählten Sohn in der Gegenwart der Kurfürsten ans Herz legte, seine Rede mit den Worten beschloß: wenn Maximilian wider seine Hofnung denselben nicht nachkommen würde; so wolle er ihn lieber todt als lebendig sehen.

Und

Und wie sehr das vom Herzen gesprochen war, zeigten die Thränen, die dem zärtlichen Vater bey diesen Worten in die Augen traten. Für seinen Eifer für die Katholische Religion, bürget nebst seinem Christlichen Wandel, und der genauen Erfüllung aller ihrer Vorschriften, sein eigenhändiger, seinem Testamente beygeschlossener Aufsatz, in welchem er seine Söhne mit aller Wärme eines guten Vaters ermahnet, dieser Religion ja immer getreu zu bleiben. Und aus diesem Eifer drang er auf die Abstellung gewisser Mißbräuche, um den Feinden der Römischen Kirche den Stoff zum Tadel zu entziehen. Ja aus eben diesem Eifer wollte er die Kommunion unter beyden Gestalten, und die Priesterehe wieder eingeführt wissen; weil er sich schmeichelte, die abgefallenen Söhne dadurch mit ihrer Mutter der Kirche wieder auszusöhnen. Man hat der Katholischen Kirche den Vorwurf gemacht: man könne ihr nicht mit Eifer ergeben, und zugleich gegen andere Glaubensgenossen tolerant seyn. Ferdinand I. macht ihn schon allein zu Schanden. Der eifrigste Katholik schützte die anderstglaubenden Utraquisten in Böhmen, und verschafte den Protestanten in Deutschland den ersten Religionsfrieden. Auch

wir,

wir, meine Lieben! wollen unserer heiligen Religion mit Wärme anhängen, vor allem nach ihren göttlichen Vorschriften zu unserer eigenen Glückseligkeit unsern ganzen Wandel einrichten; aber auch alle diejenigen, die ihr — nicht aus Starrsinn und Boßheit — so lieblos von einer großen Anzahl schätzbarer Mitmenschen zu urtheilen, sey fern von uns! — Nein! aus Mangel an innerer Ueberzeugung noch nicht beypflichten, vom Herzen lieben. Fremde Ueberzeugung verdient nicht allein unsere Schonung; sondern, wer ihr ohne Rücksicht auf andere Verhältnisse folget, hat auch ein volles Recht, unsere Verehrung zu fodern.

Ferdinand I. hatte in seiner Ehe mit Anna der Böhmischen Thronerbinn vier Söhne: Maximilian, Ferdinand, Johann, und Karl. Der dritte von ihnen starb in seiner Kindheit; die übrigen drey wurden die Stifter dreyer Linien des Deutschen oder jüngern Hauses Oesterreich. Maximilian, der nebst den Hungarschen, und Böhmischen Kronländern, das Erzherzogthum Oesterreich bekam, stiftete die Hauptlinie; Ferdinand die Tyrolsche, und Karl die Steyermärksche. Denn dieser bekam die Herzogthümer Steyermark,

Kärn-

Kärnthen, und Krain; so wie jener die gefürstete Grafschaft Tyrol, die Oesterreichschen Ländereyen in Schwaben, und die Landgrafschaft Elsaß zu seinem Antheil.

XVI.

Maximilians Regierungsantritt, und gute Hofnungen von ihm.

Maximilian gewöhnlich der Zweyte genannt, weil unter den Römischen Kaisern schon einer dieses Nahmens gewesen, der aber in der Reihe unserer Könige eigentlich der Erste ist, ward zu Wien in Oesterreich den 1ten August 1527 geboren. Seine königliche Mutter eine warme Böhminn wollte auch, daß er ein Freund der Böhmen würde; und wählte daher zu seinem ersten Lehrer einen würdigen Geistlichen von dieser Nazion, Johann Horak, mit dem Beynahmen der Hasenberger, weil er in einem Dorfe unter dem Schloße Hasenberg zur Welt gekommen. Diesen Mann, meine Lieben! haben sie von mir schon nennen gehört: es ist eben der, den die Stände des Königreichs

reichs König Ferdinanden zur Erzbischöflichen Würde vorgeschlagen haben. Freylich ward er, da die Wiederrichtung des Erzbisthums damals nicht zu Stande kam, dafür nur geinfelter Probst zu Leutmeritz; aber immer Ehre genug, daß man ihn, einen Mann von niedriger Geburt, einer so erhabenen Stelle würdig fand. Gewiß glaubten die damaligen Stände unseres Vaterlands, daß Tugend, Gelehrsamkeit, und persönliche gute Eigenschaften die Vorzüge einer adelichen Geburt ganz ersetzen; wie das ein jeder Adelicher glauben muß, wenn er dem ersten Stammvater seines Hauses nicht allen Werth absprechen will. Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich ein Paar Worte über einen Mann sagte, dessen Lehren es mit zuzuschreiben ist, daß Maximilian einer der besten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, geworden ist. Wenn es uns Freude macht, in der Geschichte auf große Männer zustossen; so sollten wir uns die Mühe nicht verdriessen lassen, diejenigen kennen zu lernen, welche jene große Männer durch ihren Unterricht eigentlich gebildet haben.

Ueber die Größe aber des die ersten Jahre in Böhmen, und von einem Böhmen

erzo=

erzogenen Kaiser Maximilians ist bey neuen und alten Geschichtschreibern nur eine Stimme. Einer von den erstern, nennt ihn einen Fürsten von vielen vortrefflichen Eigenschaften, einen großen und vorsichtigen Staats- und Kriegsmann, einen Menschenfreund, und einen sehr gutthätigen, freundschaftlichen, gerechten, gelinden, und umgänglichen Regenten. Und wie schön ist nicht der Lobspruch, den ihm ein älterer vaterländischer Geschichtschreiber mit diesen Worten beylegt: Dieser Fürst liebte die Tugend, den Frieden, die Gerechtigkeit, und seine Unterthanen über Alles. Kaiser Karl V. einer der größten Menschenkenner, und vielleicht eben darum einer der größten Fürsten, wurde auf diesen seinen Neffen frühzeitig aufmerksam. Er muste ihn in dem Feldzuge wider die Franzosen, als ein vierzehnjähriger Jüngling begleiten; und einige Jahre später auch im Schmalkaldischen Kriege. Und nach dieser Prüfung glaubte er ihm in seinem ein und zwanzigsten Jahre die Regierung des grossen Spanischen Reiches als seinem Statthalter anvertrauen zu können. Er entsprach vollkommen der Hofnung seines großen Oheims, der ihm, unter andern Beweisen seiner Liebe, seine Tochter Maria

zur

zur Braut bestimmte, mit der er auch am 13. Sept. 1548 vermählt worden. Einen seltenen Beweis seiner Gegenwart des Geistes, und seines Muthes muß ich doch mit wenig Worten anführen, den er noch während seiner Statthalterschaft in Spanien abgelegt hat. Er hatte sich auf der Jagd von seinen Gefolge verloren; suchte Unterkommen in einer Herberge, sah sich aber dafür in Händen von Räubern, deren Aufenthalt diese Herberge war: dieser augenscheinlichen Todesgefahr entging er bloß durch seine Tapferkeit; indem er sich entschlossen gegen die Uebermacht wehrte, und zwey von diesen Bösewichtern erlegte.

Er war noch in Spanien, als ihm die Nachricht zukam: daß die Böhmischen Stände in seine Krönung bey seines Vaters Lebzeiten gewilligt hätten. Nun begab er sich zu Schiffe. Als er aber zu Genua in Italien ans Land stieg; fand er über vierzig Böhmische Edle aus den ersten Häusern des Königreichs, die ihm bis dahin entgegen gereiset waren. Ein sicherer Beweis von der Liebe der Nazion gegen den Thronerben. Nach der Krönung begab sich Maximilian erst zur Römischdeutschen Wahl und Krönung nach Frankfurt, und dann nach Wien. Er entsprach ge-

wis-

wissenhaft seinem Versprechen sich, so lange sein Vater lebte, nicht in die Regierung zu mischen. Nach dessen Tode aber schrieb er noch im Jahre 1565 den ersten Landtag aus: ob er schon demselben nicht selbst beywohnen konnte; weil ihn die Deutschen und Hungarschen Angelegenheiten zu sehr beschäftigten. Denn im letztern Reiche hatte der Afterkönig Johann Sigmund eine starke Parthey; und als den Kaiser des erstern wollte unsern Maximilian Pabst Pius IV. nicht erkennen, indem er seiner Wahl die Gültigkeit darum absprach, weil auch nichtkatholische Kurfürsten Theil daran genommen hatten. Eine Sache die doch bald darauf beygelegt worden ist.

Erzherzog Ferdinand, der bisherige Statthalter des Königreichs, muste also sowohl auf dem Landtage, als bey der Todtenfeyer Ferdinands I., dessen Leiche von Wien nach Prag gebracht worden, um in dem königlichen Begräbnisse beygesetzt zu werden, die Stelle seines kaiserlichen Bruders vertreten. Auf dem Landtage gaben die Böhmen abermals Beweise ihrer Liebe gegen den König sowohl, als gegen seinen Stellvertreter. So wie ihnen der Erzherzog die gefahrvolle Lage

des

des Königreichs Hungarn vorgestellt hatte; indem der Türkische Kaiser Soliman, der bisher fast alle seine Kriege mit eben so viel Glück als Grausamkeit geführt, dieses Reich mit seiner ganzen Macht bedrohte: bewilligten sie sogleich beträchtliche Geldsummen, um ihren König in Stand zu setzen, die Kosten des Türkenkrieges zu bestreiten. Da man auch vermuthete, daß der Kaiser selbst zu Felde ziehen dürfte; both sich auf diesen Fall der ganze Adel Böhmens an, die Waffen zu ergreifen. Dem Erzherzog aber überreichten sie ansehnliche Geschenke und danktea ihm in einer besondern Schrift für die vortrefliche Verwaltung des Landes während seiner Statthalterschaft. Dieser Prinz hatte die Böhmen immer vorzüglich geliebt; und nahm dafür itzt ihre Liebe mit, als er das Königreich verließ, und sich nach der Tyrolschen Hauptstadt Inspruck verfügte, um die Regierung der ihm vom Vater zugetheilten Länder anzutreten.

XVII.

XVII.

Krieg und Friede mit den Türken.

Ich habe das letztemal der Bereitwilligkeit der Böhmen gedacht, ihren König wider die Türken zu unterstützen; itzt muß ich ihnen ein Paar Worte über die Veranlassung des Türkenkrieges sagen, den Maximilian eigentlich als König von Hungarn zu führen gezwungen war. Denn diese Krone machte ihm Johann Sigmund noch immer streitig, und ward, indem er mit seinen Anhängern in Siebenbürgen und Hungarn Maximilians Parthey bekriegte, auch von den Befehlshabern, Bassen nennt man sie sonst, des Türkischen Gebieths mit Soldaten verstärket. Schon das war von der Seite der Türken ein Friedensbruch. Indessen brachte Johann Sigmunds Feldherr, Stephan Bathori, weil er dem weisen Feldherrn Maximilians, Lazar Schwendi, nicht gewachsen war, einen Vertrag zu wegen; dem zu Folge Johann Sigmund, gegen gewiße Besitzungen, versprach,

sich

sich nicht mehr König von Hungarn, sondern nur Woywod von Siebenbürgen zu schreiben. Er brach aber bald wieder sein Wort; foderte vom Kaiser einen großen Theil Hungarns als Eigenthum; und rief, da er nichts erhielt, die Türken abermals zu Hülfe. Da indessen seinen und den Türkischen Völkern Schwendi noch immer mit ziemlichen Glücke die Spitze both; zog Soliman im Jahre 1566 selbst nach Hungarn, nicht so um Johann Sigmunden beyzustehen, als um dieses Land ganz für sich zu erobern.

Diesem fürchterlichen Feind mit Nachdruck zu begegnen, foderte nun Maximilian die Stände aller seiner Länder, und wie sie bereits wissen, meine Lieben! auch die Böhmischen zur Theilnahme an dem Kriege auf. Aber ehe man mit der Stellung der Mannschaft, und allen Zurüstungen zu Stande kam; hatte Solimann an der Spitze eines ungeheuern Heeres den Feldzug mit der Belagerung der Hungarschen Festung Szigeth eröffnet. Graf Niklas Szriny, der nicht mehr als 2500 Krieger hatte, vertheidigte dieselbe mit ganz beyspiellosem Heldenmuthe. Ganze siebzehn Tage hielt er die Feinde beym Angriffe der Stadt selbst auf, bis er sie, da sie

nicht

nicht mehr zu erhalten war, preiß gab; aber nun in dem sogenannten äussern Schlosse sich desto verzweifelter wehrte. Alle Stürme, welche die Türken darauf wagten, wurden abgeschlagen; bis es in Brand gerieth. Da dieser nicht mehr zu löschen war, verließ es zwar der Held; zog sich aber in das obere Schloß. Auch hier bestürmten ihn die Türken durch mehrere Tage vergebens: nachdem es aber vom Feuer beynahe ganz verwüstet war, und wegen der Entfernung des christlichen Heeres sich kein baldiger Entsatz denken ließ; fiel Szrini, mit 600 tapfern Hungarn, die von der ganzen Besatzung übrig waren, in das Türkische Lager, hieb so lange darinn herum, bis er mit allen Seinigen selbst todt hinsank. So hatten die Türken mit dem Verluste von 20000 Streitern den Besitz eines Schutthaufens erkaufet. Dieses und der Tod Solimans, der noch vor Szigeths Eroberung im Lager gestorben war, machte die Türken zum Frieden geneigt. Dieser war auch der Wunsch Maximilians. Er traf also, ungeachtet er ein Heer, theils von eigenen, theils von Reichsvölkern, von mehr als 100000 Mann bey Preßburg schon beysammen hatte, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, bloß einige Ver-

theidigungsanstalten. Er rechnete zugleich auf die Denkungsart des neuen Großsultans Selym, der der Wohllust zu sehr ergeben war, um den Krieg so wie sein Vater zu lieben. Um indessen doch, wenn sich etwa Selym von seinen kriegerischen Bassen, oder von dem Afterkönig Johann Sigmund doch zur Fortsetzung des Krieges bewegen ließe, auf alle Fälle gerüstet zu seyn; wurden die Stände aller Länder Maximilians um Geld und Volk angesprochen. Die Böhmischen beschlossen auf dem Landtage, von dem ich ihnen das nächstemal mehr erzählen werde: daß aus Böhmen immer der dreyßigste Mann in den Türkenkrieg ziehen; immer der zehnte aber die Waffen ergreifen sollte, wenn das Königreich selbst von irgend einem Feind angegriffen würde. Auch gingen mehrere aus den Reichsbaronen und Rittern während dieses ganzen Krieges mit ihren bewaffneten Unterthanen nach Hungarn, um dort zum Schutze der ganzen Christenheit wider die Türken zu fechten.

Aber bald sah Maximilian seinen Wunsch erfüllt. Der tapfere Schwendy nahm im Jahre 1567 den Türken viele Plätze weg; und das führte den Frieden vollends herbey. Er ward im J. 1568 auf acht Jahre geschlossen;

denn

denn das war sonst Sitte, daß man mit den Türken nie einen sogenannten ewigen Frieden, wie mit Christlichen Mächten, schloß, daher man sich auch lieber des Ausdrucks: Waffenstillstand bediente. Sonst war er auch vortheilhaft; da die Gränzen von Maximilians Gebieth in Oberhungarn um eine gute Strecke erweitert wurden. Auf den Türkischen Frieden folgte bald der Vertrag mit Johann Sigmund, durch den die Ruhe Hungarns noch mehr befestigt ward. Von seinen bisherigen Beschützern, den Türken, verlassen, war er nicht im Stande den Krieg mit eigenen Kräften fortzusetzen. Besonders da er viele Siebenbürger von sich selbst abwendig gemacht hat. Er hatte nähmlich die Lehrsätze der sogenannten Socinianer, welche die Gottheit Jesu läugnen, angenommen; was ihn nicht nur den Katholiken, sondern auch den Protestanten verhaßt machte. In seinem Vertrag mit dem Kaiser, entsagte er dem Nahmen eines Königs; blieb Fürst von Siebenbürgen, und erhielt die Versicherung: wenn ihn die Türken aus Siebenbürgen verdringen sollten, das Fürstenthum Oppeln in Oberschlesien zur Schadloshaltung zu bekommen.

XVIII.

Abschaffung der Kompaktaten.

Ich bin ihr Schuldner, meine Lieben! aber itzt gleich werde ich aufhören, es zu seyn. Der Landtag — ja ja! werden sie wohl itzt alle, wo nicht sprechen, doch denken — auf dem man den dreyßigsten Mann wider die Türken zu bewafnen beschloß? eben dieser Landtag ist einer der allermerkwürdigsten in unserer Geschichte. Maximilian schrieb ihn im Jahre 1567 nach Prag aus, und wohnte ihm selbst bey. Es war das erstemal, daß er unser Böhmen als regierender König besuchte: so was ist für ein Volk, das seinen Fürsten liebt, immer ein Fest, an dessen Feyer die Herzen Theil nehmen. Daher kam es wohl auch mit, daß man auf dem Landtage des Königs Wunsch wegen der Türkenhülfe so gern erfüllte.

Auf der andern Seite war auch der beste Fürst ganz bereitwillig einen Wunsch der Stände zu erfüllen, von dem die Beruhigung vie-

vieler tausend Inwohner des Königreichs abhing. Die Utraquisten genossen bisher in Böhmen nach den bestehenden Landesgesetzen freye Religionsübung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung: wenn sie sich an die Basler Kompaktaten hielten. Es war also für die Religionsfreyheit der Utraquisten so lang durch die Gesetze gesorgt; so lang diese, nebst dem Genuß des Kelchs ganz katholisch dachten, und selbst diesen Genuß nicht für nothwendig zur Seeligkeit ansahen. Aber itzt hatten diese Utraquisten, wie ich schon gesagt habe, bereits Luthers Lehre angenommen; sie musten also für ihre Religionsfreyheit unausgesetzt besorgt seyn, da nichts leichter war, als ihnen zu beweisen: sie wären keine Utraquisten mehr, und nur diesen verbürgten die Landesgesetze jene Freyheit. Gewiß eine quälende Lage für alle Utraquisten, das ist: für die ganze damal so zahlreiche Ritterschaft, oder den kleinern Adel, und für die Bürger beynahe aller königlichen Städte. Sich, wenn der König das Gesetz buchstäblich erfüllt wissen wollte, sicher zu setzen, hätten sie heucheln, das ist: sich äusserlich stellen müssen, als wenn sie die Kompaktaten beobachteten. Sie baten also auf diesem Landtage ihren König,

die Kompaktaten, welche für ihre im Grunde katholischglaubende Vorfahren Begünstigungen gewesen sind, für kraftlos zu erklären; weil sie ihnen, die keine Katholiken mehr wären, nur Zwang auflegten. Maximilian sah wohl, daß selbst die Beobachtung der Kompaktaten von keinem Nutzen mehr sey; da eifrige Katholiken jeden Utraquisten, der sich noch so genau an die Kompaktaten hielt, seit ihrem Widerrufe durch den Pabst, doch einen Ketzer schalten. Er willigte also in ihre Abschaffung. Und nun hatten es die Anhänger Luthers nicht mehr nöthig, sich unter dem Nahmen der Utraquisten zu verstecken. Sie durften es, ohne Verfolgungen zu befürchten, frey heraussagen, wer sie wären; wie sie sich auch seit dieser Zeit öffentlich und allgemein Evangelische nannten, ein Nahme den jene Protestanten insbesondre noch überall führen, welche die Augsburgische Konfession, als die Richtschnur ihres Glaubens, annehmen. Die Römische Kirche verlor durch diese Nachsicht Maximilians im Grunde nichts; denn was war daran gelegen, ob diejenigen, die sich von ihr wegen der Verweigerung des Kelchs ohnehin schon getrennt hatten, und die seit der Zeit in so manchem Stücke von ihrer Leh-

re

re abgewichen, sich Utraquisten oder Evangelische nannten?

Indessen waren diese Evangelischen nicht die einzigen Nichtkatholiken in Böhmen. Die Pikarden, meine Freunde! haben sie doch nicht vergessen, die sich vom Anfang her durch die Verläugnung der Gegenwart Jesu im Sakramente unterschieden haben. Diese nannten sich, um das gehässige des Nahmens: Pikarden, zu vermeiden, Böhmische Brüder; und hatten sich, um die Wohlthat der gesetzmässigen Duldung zu geniessen, auch mit für Utraquisten ausgegeben. Um aber diese Wohlthat auch itzt nicht zu verlieren, machten sie mit den zahlreichen, und mächtigen Utraquisten oder Böhmischen Evangelischen in so weit gemeine Sache: daß sie ihrem König, der da wissen wollte, was die nichtkatholischen Böhmen eigentlich glaubten, ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß einreichten. Dieses Bekenntniß, unter dem Nahmen der Böhmischen Konfession, ward von dem Utraquisten Paul Pressius, und von dem Böhmischen Bruder Georg Vetter, eigentlich lautete sein Böhmischer Nahme S t r e g c, mit so viel Behutsamkeit zusammengesetzt, daß es beyde Partheyen unterschreiben konnten: so verschie-

den

den sie sonst über manches dachten, und lehrten. In der Folge ward auch die Trennung zwischen ihnen wieder sichtbar. Die Böhmischen Brüder hielten sich nicht mehr an die Augsburgische, sondern an die Helvetische oder Schweizerische Konfession; die von Ulrich Zwingly, einem Prediger zu Zürch in der Schweitz herrührt, und von Johann Chauvin — lateinisch Caluinus, daher der Nahme Kalvinisten — in Frankreich verbreitet worden ist. Der Grund war wohl kein anderer, als daß Zwingly und Kalvin, die Gegenwart Jesu im Abendmahl eben so wenig zulassen, als die Stammväter der Böhmischen Brüder sie zugelassen haben. Sie wissen ja noch, daß die Taboriten mit dieser Meinung von den Pikarden oder Beguarden angesteckt worden sind.

XIX.

Maximilians Toleranz und Religionsgesinnungen.

Glauben Sie, daß ich Recht hatte, meine Lieben! den Landtag vom J. 1567 einen der merkwürdigsten in unserer Geschichte zu nennen? Die Kompaktaten, durch die einst dem blutigsten Religionskriege und den Verheerungen unseres Vaterlands und vieler andern Länder ein Ziel gesetzt worden; die einzig und allein so viel tausend Böhmen in den Schooß der Römischen Kirche zurückgeführet haben; deren Aufrechthaltung einem unserer größten Könige, Georgen von Podiebrad, seine ganze Regierung sauer gemacht hat; welche endlich die utraquistischen Böhmen solang als die Schutzwehre ihrer Gewissensfreyheit angesehen haben; wurden auf demselben aufgehoben. Wir werden also in der Folge nur selten, und dieses nur, wie von einem ehrwürdigen, aber nicht mehr brauchbaren, Alterthum von ihnen reden.

Die

Die Abschaffung derselben hatte auf die Ruhe, und folglich auf das Wohl des Landes, eine gute Wirkung. Ein neuerer, aber mit den Nachrichten aus jenen Zeiten sehr gut bekannter, Geschichtschreiber unserer Nazion sagt: niemand wurde hierauf der Religion wegen verketzert, gekränkt, oder verfolgt; es herrschte Ruhe, Eintracht, und Friede im ganzen Lande. Und das läßt sich leicht begreifen. Die Utraquisten, als schon entschiedene, wenn auch nicht erklärte, Anhänger Luthers, konnten sich unmöglich ganz nach den Kompaktaten richten. Diese Abweichung warf man ihnen von Katholischer Seite vor, und ließ es sie fühlen, daß sie sich eben dadurch der gesetzmässigen Duldung unwürdig machten. Itzt waren diese Kompaktaten nicht mehr verbindend; und der Vorwand des ewigen Vorwurfes fiel weg. Die von dem König der Böhmischen Konfession bewilligte Duldung schützte alle ihre Anhänger wider Verfolgungen.

Diese toleranten Gesinnungen Maximilians wurden indessen von manchem getadelt. Noch war die Wunde, die durch die Trennung der Protestanten verursacht worden, zu frisch; und die erste Erbitterung getrennter Partheyen

ist

ist immer die heftigste. So wie also dieselbe die Protestanten ihrer Seits schon durch ihre Sprache verriethen, die sie selbst in öffentlichen Reichstagsschriften führten, in welchen sie sich von der Katholischen Religion der Benennungen, ärgerliche Gräuel, heydnische dem Wort Gottes widrige Abgötterey, bedienten; so verleitete auch die Katholiken ihr Widerwillen gegen alle Neuerungen in der Religion zu dem Wunsche: die getrennten Glieder selbst durch Zwang, ja durch die Waffen, mit der Kirche wieder zu vereinigen. Dies wünschte man vorzüglich zu Rom, und bey der Unbekanntschaft mit der Lage der Sachen in Deutschland hielt man das für leicht ausführbar; dem doch der große Anhang der Protestanten unter dem Adel und dem Volke in Deutschland unübersteigliche Hindernisse entgegen gesetzt haben würde, und was wenigstens ohne Blutvergiessen nicht ausgeführt werden konnte. Danken wir dem Gott der Liebe, meine Besten! daß man seit dem allgemein sich überzeugt hat, daß gewaltsame Mittel, so wie sie die Menschen anstatt sie unter einander auszusöhnen, nur noch mehr gegen einander erbittern müssen, auch den Vortheil der wahren Kirche im Grunde nie

befördern können. Denn sie werden ihr nie aufrichtige Bekenner, sondern höchstens nur Heuchler zuführen. Aber damals dachte man nicht so; und es war vielleicht auch der damaligen Protestanten Schuld, daß man nicht so dachte. Auch sie fanden an der lobenswerthen Mässigung ihrer heutigen Nachkommen keinen Geschmack. Nannte doch selbst einer ihrer Fürsten den Katholischen Gottesdienst nicht anderst, als Teufelsdienst.

Maximilian fuhr indessen fort, alle seine Unterthanen mit väterlicher Liebe zu behandeln; sie mochten einer Religion mit ihm zugethan seyn, oder nicht. Er blieb seinen menschenfreundlichen Grundsätzen getreu; als ihm die dem Adel in Oesterreich gegebene Erlaubniß, Protestantischen Gottesdienst auf ihren Schlössern zu halten, bittere Vorwürfe von Pabst Pius dem V. zugezogen hatte. Ich muß ihnen hier sagen, daß Maximilians in jenen Zeiten auffallende Denkungsart, und sein vertrauter Umgang mit einigen Protestanten, unter welchen auch der weise Held Schwendy war, den Verdacht erweckt haben, als wenn er im Herzen selbst der Lehre Luthers geneigt wäre. Niemand würde das lieber gesehen haben, als die Deutschen Fürsten

von

von dieser Parthey; und sie wagten es auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 wirklich, ihn, freylich nur mit verdeckten Worten, zu einer öffentlichen Erklärung einzuladen. Aber gerade auf diesem Reichstage legte Maximilian einen vorzüglichen Eifer für die Aufrechthaltung der Katholischen Religion in Deutschland an Tag; und litt es nicht, daß die Protestanten sich mehr anmaßten, als ihnen der unter seinem Oheim geschlossene und von seinem Vater vermittelte Religionsfriede einräumte. Auch die Protestanten seiner Erbländer durften es nicht wagen, die Gränzen der bewilligten Duldung zu überschreiten. So sehr er sie wider den Druck schützte, so wenig gestattete er ihnen eine Bedrückung der Katholiken. So hatten es in Böhmen die mächtigen Utraquisten dahin gebracht, daß in vielen königlichen Städten die Katholiken von den Rathsstellen ausgeschlossen waren: Maximilian wollte das nicht leiden, und ernannte im J. 1570 den Katholiken Sebastian Agrikola zum Primator der Altstadt Prag. Man muß aus allem diesen schliessen, daß Maximilian der letzten Ermahnung seines Vaters getreu, und ob er schon die Unkatholischen nicht haßte, doch ein guter Katholik geblieben ist.

XX.

Großer Landtag, Türkensteuer, Feste.

Der mit dem Großsultan Selym geschlossene Friede, oder Waffenstillstand ward nach damaliger Türkischer Sitte gehalten. Die Türkischen Besatzungen in den Gränzfestungen streiften von Zeit zu Zeit in das Christliche Gebieth; plünderten, trieben sonst manchen Unfug, und schleppten auch Menschen als Sklaven mit sich fort. Das zwang unsern guten Maximilian zu Gegenanstalten: vorzüglich musten die Hungarschen Städte an der Türkischen Gränze gut befestigt, und mit hinreichenden Besatzungen versehen werden. Den hiezu nöthigen großen Aufwand zu bestreiten, muste der Kaiser von seinen Ländern Beysteuern verlangen. Er schrieb also unter andern zu Prag im J. 1569 einen großen Landtag aus, der sich von den sonst gewöhnlichen dadurch unterschied, daß nicht nur, wie sonst, die Stände des Königreichs Böhmen,

son-

sondern auch die der übrigen Kronländer, die des Herzogthums Schlesien, der Markgrafthümer Mähren, Ober- und Niederlausitz dazu berufen wurden. Die Summe, die nun von allen diesen Ländern gefodert wurde, betrug über sechzehn Millionen Gulden. Das erste und das einzigemal widersetzten die Stände sich itzt Maximilians Wünschen, und weigerten sich, so vieles Geld herbeyzuschaffen. Der gute Maximilian konnte sich selbst bey der Widersetzlichkeit seiner Unterthanen, die er väterlich liebte, nicht zu gewaltsamen Mitteln entschließen; auch that es seinem Herzen zu weh, ihnen eine Last wider ihren Willen aufzubürden. Er erklärte sich nach einigen Verhandlungen: er würde mit dem zufrieden seyn, was ihm die Stände freywillig anbiethen werden. Hierauf bewilligten die Böhmen eine Beysteuer von 416000 Gulden unseres Geldes, die aber das folgende Jahr wiederholt werden sollte. Geringer waren die Geldbeyträge der Mährer, Schlesier und der Lausitzer. Dieser Landtag hatte sich, da ihn erst die über die starke Geldfoderung mißvergnügten Stände verlassen, und dann wieder besucht haben, bis in das Jahr 1570 hinaus verzogen. Sonst baten sie den König: er möch-

möchte entweder seinen Sitz in dem Königreiche aufschlagen, oder seinen ältesten Sohn Erzherzog Rudolfen ins Land kommen lassen, damit er mit der Sprache und den Sitten der Böhmen, die er einst beherrschen sollte, früh bekannt würde. Die Erfüllung dieser Wünsche wäre freylich zum großen Vortheil Böhmens gewesen: nur wenn sie beydes von einem beständigen Aufenthalt verstunden, konnte ihnen Maximilian nicht willfahren; da auch die Hungarn und die Oesterreicher Ansprüche auf seine und des Prinzen Gegenwart hatten. Indessen zeigte der beste Fürst, daß ihm der Aufenthalt bey seinen Böhmen wenigstens nicht unangenehm sey. Denn er blieb auch nach aufgehobenem Landtage zu Prag; so daß er überhaupt beynahe ein Jahr hier zugebracht hat.

Und itzt meine Lieben! nach so ernstlichen Begebenheiten wieder etwas von Festen und Feyerlichkeiten. Zu diesen gaben die Besuche die Veranlassung, welche einige Fürsten des Deutschen Reiches bey dem Kaiser zu Prag abstatteten. Die vornehmsten von ihnen waren: die beyden Kurfürsten, August von Sachsen, der Sohn des ihnen bekannten Moritz, und Johann Georg von Branden-

burg, dann Herzog Albrecht von Bayern. Diese Fürstlichen Gäste, so wie das Kaiserliche Haus selbst zu vergnügen, veranstaltete man Schauspiele von besonderer Art, deren Stoff man guten Theils aus der Geschichte, und aus der Fabellehre nahm. Das Theater war der große Markt, oder, wie wir zu sprechen pflegen, der Ring der Altstadt. Erst sah man eine künstliche Nachbildung des feuerspeyenden Berges Aetna in Sizilien; und aus der Oefnung derselben am Gipfel brach erst Rauch dann Feuer hervor. Dann erschien Perseus, ein fabelhafter Sohn des Gottes Jupiter selbst, auf dem geflügelten Pferde; kämpfte mit einem Drachen, der die Aethiopische Prinzessinn Andromeda verschlingen wollte. Ungeachtet der Drache Feuer spie; siegte Perseus gleichwohl, und befreyte die Prinzessinn. Itzt ritt Fama die Göttinn des Rufs über den Markt; aber anstatt eines Pferdes, hatte sie einen gezähmten Löwen bestiegen. Man hatte einen Löwen dazu gewählet, weil ihn Böhmen im Wappen führet. Auch ein Elephant spielte bey dieser Gelegenheit zum desto grössern Erstaunen der Zuschauer seine Rolle; weil man dieses Thier bis itzt in Böhmen nie gesehen hatte. Porus, ein alter In-

discher König, aus der Geschichte des großen Alexanders bekannt, erschien auf ihm, als der Gefangene seines Siegers in Ketten, aber in goldnen Ketten. Der Elephant, wie Sie wissen, meine Besten! ein sehr gelehriges Thier, beugte vor dem Kaiser und der Kaiserinn recht artig die Kniee. Die fabelhafte Böhmische Heldinn Wlasta schlug sich dann an der Spitze ihrer Kriegerinnen mit bewaffneten Männern siegreich herum. Alles das gefiel dem guten Fürsten, der sein Volk gern vergnügt sah, vorzüglich. Seine Zufriedenheit ward dadurch vermehret, daß seine älteste Tochter Anna, mit König Philipp II. von Spanien, dessen Stelle des Kaisers Bruder Erzherzog Karl vertrat, in der Prager Hauptkirche durch den Erzbischof getraut worden ist. Von Prag ging er in das Deutsche Reich, wo er den vielen Werbungen für fremde Fürsten, und den Ausschweifungen der Kriegsleute Gränzen setzen wollte; aber auch hier die Erfahrung machte, daß es die Deutsche Verfassung dem Kaiser nicht leicht erlaube, für der Deutschen Glück thätig zu seyn.

XXI.

Absichten auf Polen. Rudolfs Böhmische und Römische Krönung.

Einer der Wünsche, welche die Stände Böhmens auf dem großen Landtage geäussert haben, ward im Jahre 1573 erfüllt. Rudolf, den sein Kaiserlicher Vater in Hungarn, um ihm die Thronfolge noch mehr zu versichern, schon ein Jahr zuvor hatte krönen lassen, kam itzt nach Böhmen. Auf dem Landtage, dem er nun im Nahmen seines Vaters vorsaß, hatten die Böhmen eine neue Gelegenheit, ihre Liebe gegen das Blut ihrer Könige an Tag zu legen; und sie ergriffen sie mit Freuden. Sie müssen es sich hier, meine Lieben! schon nicht verdrießen lassen, ein Paar Worte aus der Geschichte des Auslandes mitzunehmen. Sigmund August König von Polen war ohne männliche Leibeserben zu hinterlassen, gestorben. Weil auch sonst kein Mann vom Jagellonischen Hause, das bisher in Polen geherrscht hatte, mehr da war; so wünsch-

te der Kaiser auf den erledigten Thron dieses Reiches seinen zweyten Sohn Erzherzog Ernsten zu erheben. Er ließ also diese seine Absicht den versammelten Ständen vortragen, und sprach sie um ihre Unterstützung an. Die Böhmen, schon über den Gedanken entzückt: daß zwischen ihnen und den Polen, die ebenfalls ein Slawisches Volk wären, durch Herrscher von einem Blute, ein neues freundschaftliches Band entstehen würde; beschlossen sogleich, den Polen den Sohn ihres guten Königs durch eine Gesandtschaft zu empfehlen, deren Haupt der oberste Burggraf des Königreichs Wilhelm von Rosenberg war. Dieser edle Böhme machte auch durch seine Beredsamkeit, und Weisheit auf die ganze zur Königswahl versammelte Polnische Nazion einen außerordentlichen Eindruck. Sie ließen sich zwar von ihm nicht für den Erzherzog gewinnen; vorzüglich weil ihnen der Türkische Kaiser mit einem Krieg drohete, wenn sie einen Oesterreicher auf ihren Thron setzen würden. Aber dafür trugen Viele aus den ersten Grossen des Reichs die Polnische Krone Rosenbergen für seine Person an. Welch einen hohen Begriff erweckt nicht der Böhmische Reichsbaron von sich, dem eine fremde

de auf ihren Ruhm damals mit Recht stolze Nazion ihre Königskrone freywillig entgegen trägt, um die sich eben ein Sohn eines Kaisers, ein Bruder eines Königs von Frankreich, und ein König von Schweden, der noch dazu der Gemahl einer Polnischen Prinzessinn war, bewarben? Aber größer muß er in den Augen des richtigen Beurtheilers seyn, indem er diese Krone ausschlägt. Rosenberg dachte zu edel, um selbst ein Königreich anzunehmen, das er für den Sohn seines guten Königs mit Eifer, aber vergebens, gesucht hatte. Die Polen wählten itzt Heinrichen den Bruder König Karls IX. von Frankreich.

Ueber die fehlgeschlagene Hofnung, seinem Hause eine neue Krone zu verschaffen, konnte sich der Kaiser mit der Ruhe trösten, die in dem größten Theile seiner Reiche herrschte; und die vorzüglich sein Werk, und eine Wirkung seiner weisen Toleranz war. Deutschland insbesondere, sagt ein großer Geschichtschreiber, genoß einer Ruhe, dergleichen nach der entstandenen Religionstrennung kaum noch gewesen war, und auch nach der Hand sich selten wieder einfand. Und dieses in einem Zeitpunkte, in welchem die benachbarten Staaten, Frankreich und die Niederlande, von

Re-

Religionsunruhen so viel litten. Auch in Böhmen vertrugen sich itzt die verschiedenen Religionspartheyen recht gut; an einen auswärtigen Feind aber dachte man unter einem so friedliebenden König gar nicht. Nur Hungarns Ruhe ward theils von einigen Mißvergnügten, theils von seinen bösen Nachbarn den Türkischen Bassen gestöret. Doch glaubte man sich in der Folge eine bessere Beobachtung des Waffenstillstands versprechen zu können: da, um den Frieden zu befestigen, zu Anfange des Jahres 1575 ein Türkischer Abgesandter zum Kaiser nach Prag kam; wohin sich Maximilian eben begeben hatte, um dem ausgeschriebenen Landtage beyzuwohnen. Er trug den versammelten Landesständen den Wunsch vor, seinen Thronfolger Rudolf noch bey seinen Lebzeiten krönen zu lassen. Und den 22ten September vollzog der würdige Erzbischof Anton, in der Kaiserlichen Aeltern, und seiner drey Brüder: Ernests, Mathias, und Maximilians, Gegenwart, Rudolfs Krönung wirklich.

Aber der zärtliche Vater wünschte seinem ältesten Sohne auch die Nachfolge auf dem Kaiserthrone zu versichern. Er begab sich also mit ihm und seinen Brüdern von

Prag aus nach Dresden, wo man mit dem Kurfürsten August von Sachsen, der ohnehin dem Kaiser mit der wärmesten Freundschaft zugethan war, und mit dem dort ebenfalls anwesenden Kurfürsten Johann Georgen von Brandenburg Rudolfs Römische Königswahl verabredete. Die bald darauf zu Regensburg, so wie die Krönung, erfolgte. Da von der Wahlkapitulazion — gewisse Artikel, deren Beobachtung der Neugewählte beschwören muß — die Rede war; wollten zwar die drey Protestantischen Kurfürsten, die von der Pfalz, von Sachsen, und Brandenburg, manches wider die bisherigen Vorrechte der Katholischen Kirche in Deutschland beygesetzt haben. Aber dem toleranten Kaiser zu Liebe gaben sie nach: schöner kann die Sache der Kirche nicht vertheidigt werden, als mit den Waffen der Sanftmuth! Der neue Römische König kehrte von Regensburg, wo der Kaiser des schon ausgeschriebenen Reichstags wegen blieb, zum Landtage nach Prag zurück.

XXII.

XXII.

Maximilians Wahl zum König von Polen.

Heute, meine Lieben! wollen wir einmal wieder von Polnischen Händeln reden, die aber unsern König Maximilian sehr nahe angiengen. König Heinrich hatte dieses Reich heimlich verlassen, um nach seines Bruders Karls IX. Tod die Regierung Frankreichs anzutreten. Die Polen erklärten ihren Thron für erledigt, und bestimmten den Wahltag, um ihn wieder zu besetzen. Und nun wollte Maximilian selbst König von Polen werden, sagen die Böhmischen Geschichtschreiber; dahingegen die Auswärtigen behaupten: er hätte wieder seinen Sohn Ernest dazu machen wollen; aber die Polen hätten dafür die Krone ihm selbst angetragen. Wer hat nun Recht? meine Besten! Vielleicht beyde. Wie wäre es, wenn Maximilian die Krone erst für seinen Sohn, und dann, als er mehr Neigung für sich selbst bey den Polen fand, für sich ge-

gesucht hätte, um sie wenigstens in sein Haus zu bringen? Rudolf hatte itzt abermal auf dem Landtage die Böhmische Nazion eingeladen, den Wunsch seines Kaiserlichen Vaters mit befördern zu helfen. Es ward also im Nahmen derselben abermal eine Gesandtschaft auf den Polnischen Wahltag nach Warschau abgeordnet, an deren Spitze wieder der edle Rosenberg war, die aber sonst aus Mitgliedern aller drey Stände des Königreichs bestund; denn es befand sich dabey aus den Reichsbaronen: Ladislaw von Lobkowitz oberster Landeshofmeister, aus der Ritterschaft Albrecht Kapaun von Swogkow Burggraf des Königinngrätzer Kreises, und im Nahmen der Bürger der königlichen Städte Andreas Zutter Primator der Neustadt Prag. Ich kann mich nicht enthalten, einige Stellen der Rede, in welcher diese Gesandten den Polen Maximilianen empfohlen haben, hieher zu setzen; ob sie gleich andere Geschichtschreiber vor mir auch angeführt haben. Die Gesandten sagten: „Unser Böhmen befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde. Unsere Gesetze und Freyheiten werden von ihm geschützt und erhalten. Weise und gerecht

theilt

theilt er Würden und Aemter aus, und dieses nur gebornen Böhmen. Er macht keine Eingriffe in Anderer Rechte, weder mit Gewalt noch List, und führt keine Neuerungen wider die Gerechtsame der Stände ein. Wenn ihn die Vertheidigung der Christenheit wider die Türken zwingt, ungewöhnliche Steuern auszuschreiben, so braucht er weder Gewalt noch Ueberredung; sondern es geschieht mit aller Schonung der Stände, und die Beyträge sind ganz freywillig. Aber beynahe als ein Wunder ist jene Klugheit und Unpartheylichkeit anzusehen, mit der er so verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zur Eintracht, Ruhe, Duldung, und gegenseitiger Liebe führet, und darinn erhaltet. Die strengste Gerechtigkeit wiederfährt einem jeden; und der gütigste Kaiser hört auch den ärmsten und geringsten seiner Unterthanen." Welch ein reizendes Bild eines Fürsten! eines Vaters seines Volkes!

Diese Rede verfehlte ihres Eindrucks nicht ganz; wenigstens auf den edelsten Theil der Polnischen Nazion wirkte sie. Die Grossen des Reichs, alle Erzbischöfe, Bischöfe, die Statthalter der Provinzen, die man in Polen Palatine nannte, so wie die ersten Kronbe-

amten; kurz fast Alles, was man nach der ehemaligen Verfassung dieses nun aufgelösten Reichs unter dem Nahmen der geistlichen und weltlichen Senatoren begriff, wählte am 12. Dezember 1575 unsern Maximilian zum König. Und ohne sich durch den Widerspruch des kleinern Adels irre machen zu lassen, der dagegen den Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bathory zwey Tage darauf zum König erkohr; liessen die Grossen durch den Primas des Königreichs den Erzbischof zu Gnesen, der nicht nur immer den ersten Rang nach dem Könige hatte, sondern auch im Zwischenreich an der Spitze der öffentlichen Verwaltung stund, Maximilianen den 18. Dezember öffentlich und feyerlich zum König ausrufen. Das Wahldekret, wie man es zu nennen pflegte, das diese ersten Männer eines edlen, aber fremden Volkes bey dieser Gelegenheit ausgestellet haben, ist für einen Prinzen unsers Herrscherhauses, und einen König unsers Landes zu ehrenvoll; als daß ich es hier nicht anführen sollte. Es heißt in demselben: „Dieser Fürst regieret das erste Reich der Christenheit mit einer bewunderungswürdigen und fast göttlichen Weisheit, und verbindet mit einer glücklichen Regierung die herrlich-

sten

sten Gemüths und Naturgaben; so daß man ihn mit Recht den weisesten aller Regenten nennen muß. Denn das ganze Christliche gemeine Wesen, das durch Empörungen der Völker erschüttert, und durch die Zwietracht der Fürsten geschwächt war, wuste er wieder zu beruhigen; so daß man von ihm sagen kann: er habe mehr Triumphe durch seine glückliche Weisheit im Frieden, als irgend ein anderer Fürst im Kriege durch die Waffen, davon getragen.

XXIII.

Er will die ihm streitig gemachte Krone mit den Waffen behaupten.

So würdig nun, nach der Meinung der edelsten und weisesten Männer der Polnischen Nazion, unser Maximilian ihrer Krone war; so trug sie am Ende doch ein anderer davon. Maximilians glücklichen Nebenbuhler muß ich sie doch, meine Lieben! mit ein Paar Worten kennen lehren; wenn sie ihn nicht schon kennen? Erinnern sie sich doch des Feldherrn

dieses Nahmens, der Johann Sigmunds des Hungarschen Afterkönigs Heer einst anführte? er hieß ja Stephan Bathory? und eben der ist unser Mann. Nach Johann Sigmunds Tod wählten ihn die Siebenbürger zu ihrem Fürsten. Als solcher hieng er eigentlich von dem König von Hungarn ab; auch hatte Maximilian seine Wahl bestättigt: aber auch der Türkische Kaiser maßte sich einer Art Oberherrschaft über Siebenbürgen an, und wuste diese Anmassung durch seine Macht zu unterstützen. Diesen fürchterlichen Nachbar nicht zu reizen, suchte Bathory auch seine Bestättigung. Er erhielt sie; und erwarb auch in der Folge des Großsultans Gunst so sehr, daß ihn dieser den Polen eben so eifrig zum König empfahl, als er ihnen die Wahl eines Oesterreichers widerrieth. Und das bewog wohl auch den kleinern, aber ausserordentlich zahlreichen, Polnischen Adel, den Siebenbürgischen Fürsten dem bereits gewählten Maximilian durch eine neue Wahl entgegen zu setzen. Obschon dieser Adel auch von der Macht des Hauses Oesterreich die Bezähmung gewisser Freyheiten befürchtet haben mag, die er seit der Erlöschung des Jagellonischen

Mann=

Mannstamms, zum Nachtheil des Staats an sich gerissen hatte.

Auf eine gewisse Art beförderte unser Maximilian die Sache seines Gegners selbst; indem er anstund, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Denn man hatte ihm Bedingungen dabey vorgelegt, die ihm viele Bedenklichkeiten erwecken musten. Man wollte unter andern: er sollte zu Polens Vertheidigung Heere unterhalten, und Festungen bauen, aber den Aufwand zu beyden selbst bestreiten; mit seinen eigenen Schätzen alte Schulden und rückständigen Sold bezahlen, und dafür beynahe nichts aus Polen ziehen. Dann verband man ihn zu einem beständigen Aufenthalt im Lande, was mit den Pflichten eines Kaisers nicht leicht zu vereinigen war. Dem ungeachtet wollte er eine neue Krone nicht so schlechterdings ausschlagen. Er beschwur, aber erst volle drey Monate nach der Wahl, den Wahlvertrag, und nahm dadurch die Krone an. Aber mittlerweile hatten seine Gegner Zeit gewonnen, ihm vorzukommen. Bathory hatte den Wahlvertrag nicht nur früher beschworen; sondern war auch mit einigem Kriegsvolk in das Königreich eingerückt. Er bestieg den Thron durch die beschleunigte Krö-

nung

nung, und befestigte sich darauf durch die Vermählung mit Anna, der Schwester des letzten Jagellonischen Königs. Ein kleiner Sieg über Maximilians Anhänger verschafte ihm bald eine allgemeine Unterwerfung.

Jtzt blieb also dem Kaiser nichts übrig, als sein Recht auf Polen mit den Waffen zu behaupten. So friedliebend Maximilian auch war, so hätte man aus den Anstalten, die er traf, doch auf einen nahen Krieg schliessen können. Er foderte seine Länder zum Beystand auf, und ersuchte auch auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er sich noch immer aufhielt, die Deutschen Fürsten um Hülfsvölker; welche ihm aber den Rath gaben, der Polnischen Krone zu entsagen. Ungleich mehr Eingang fand sein Sohn bey den Böhmen; denn Rudolf wohnte im Nahmen seines kaiserlichen Vaters dem im J. 1576 ausgeschriebenen Landtage bey. Da die ganze Nazion, aus Slawischem Patriotismus, wenn ich so reden darf, die Vereinigung der beyden Kronen, von Böhmen und Polen, ohnehin wünschte; versprach sie zur Behauptung der letztern Alles beyzutragen, was in ihrer Macht wäre. Vor allem both man dem Kaiser, zur Bestreitung der Kriegskosten, ein reichliches Darlehn

am

am Gelde. Dann war man bedacht, ein starkes Heer aufzubringen. Es ward beschlossen: dreyßig Bauern sollten immer einen Reuter sammt Pferd und Waffen stellen. Die Prager Städte aber verbanden sich, zum Fußvolk immer den dreyßigsten Mann, ebenfalls ganz gerüstet, herzugeben. Dieser Mannschaft sollte sich der König auch ausser Landes bedienen können. Wenn aber Böhmen selbst angegriffen würde, so wie man wenigstens auf Schlesien, ein Böhmisches Kronland, aus Polen her leicht einen Anfall wagen konnte: so sollte bey dem ersten Anschein einer Gefahr von Böhmens ganzer Bevölkerung der dreyßigste Mann bewaffnet im Felde erscheinen; wenn sie zunähme, der zehnte; und wofern sie aufs höchste steigen würde, gar der fünfte. Die guten Gesinnungen des Rußischen Großfürsten — erst später nannten die Regenten dieses großen Reichs sich Kaiser — Iwans, der Maximilianen durch einen eigenen Gesandten erklären ließ: er würde nur seinen Bruder den Deutschen Kaiser, oder dessen Sohn, den Polnischen Thron besteigen lassen, haben vielleicht Maximilianen auch für den Krieg gestimmt.

XXIV.

Maximilians Tod.

Wir haben das letztemal unsern Maximilian mitten unter Kriegsrüstungen verlassen, die, wenn es ihm mit dem Kriege ja noch Ernst war, um so größer seyn musten; weil der Krieg zur Behauptung Polens ganz gewiß einen Krieg mit den Türken nach sich gezogen haben würde. Denn der Türkische Kaiser würde den nunmehrigen König Stephan, den er den Polen dazu empfohlen hatte, nicht wieder haben vom Throne verdringen lassen; so wie er es auch nie würde haben zugeben wollen, daß durch Polen Oesterreichs Macht, die seiner Eroberungssucht doch noch immer Gränzen setzte, vermehret würde. Und sowohl darum, als wegen der bekannten Friedensliebe Maximilians, kann man zweifeln, ob es wegen Polens jemals zum Kriege gekommen wäre. Für itzt machte dem ganzen Streit um Polens Krone des Kaisers Tod ein Ende. Maximilian kränkelte schon eine ge-

geraume Zeit, und blieb dem ungeachtet zu Regensburg, um Deutschlands Bestes auf dem Reichstage persönlich um so eifriger zu besorgen. Auch sah er seine Erbländer nicht mehr; denn er starb zu Regensburg den 12. Oktober 1575 im 50ten Jahre seines Alters, und im 12ten der kaiserlichen Regierung sowohl als jener seiner Königreiche. Schade! pflegt man oft bey dem frühen Tode eines guten Menschen auszurufen; aber selten hat man das mit so vielem Rechte ausrufen können, als bey dem Tode dieses vortreflichen Fürsten, der seinen Unterthanen so früh entrissen ward. Denn sie verloren den zärtlichsten Vater, und das beste Vorbild aller Tugenden an ihm. Für seine Vaterliebe gegen alle seine Unterthanen spricht wohl nichts so sehr, als daß er gewaltsame Mittel, sie zum Gehorsam zu bringen, selbst dann verabscheute, wenn sie ihn durch Widersetzlichkeit gereizt hatten. Er war ganz der Vater, dem nichts mehr wehe thut, als wenn er strafen soll. Was aber seine übrigen Tugenden betrifft: so schien es, als wenn ihn die gütige Vorsicht gerade in denjenigen zum Muster aufgestellt hätte, die man damals am wenigsten übte; um durch das Beyspiel vom Throne herab die

aus-

ausgearteten Menschen zu beschämen, und zu bessern. So war um diese Zeit das niedrige Laster der Trunkenheit so sehr in ganz Deutschland eingerissen; daß selbst die Edlen der Nazion, daß selbst Fürsten sich nicht scheuten, sich der Ausschweifungen im Trunke, wie grosser Thaten, zu rühmen: indessen Nüchternheit und Mäßigkeit bey dem Kaiser, und an seinem Hofe zu Hause waren. So kannte man damals die Tugend der Christlichen Duldung kaum dem Nahmen nach. Mehrere Fürsten hielten sich berechtigt, das Blut ihrer anderst glaubenden Unterthanen, wie das ihrer Feinde, fließen zu machen; man hielt es beynahe für ein gottseliges Unternehmen, die Religion dadurch zu verbreiten, daß man den, der sie nicht annehmen wollte, den Tod der Verbrecher sterben lies. Nur Maximilian bekannte sich laut zu dem Grundsatze: Gott allein ist Herr über die Gewissen. Uebte keinen Zwang gegen seine nichtkatholischen Unterthanen, und gestattete ihn auch nicht. Daß aber dieses nicht aus einer sträflichen Gleichgültigkeit gegen die Katholische Religion herrührte, davon habe ich ihnen schon Beweise angeführt, und hier muß ich noch den beyfügen: daß er zwey Tage vor seinem Tode einige bedenkli-

che Foderungen der Protestantischen Fürsten, die den Religionsfrieden in einigen Stücken zum Nachtheil der Katholischen ausdehnen wollten, standhaft zurückwies. Sonst zeiget es auch von der Herzensgüte dieses Fürsten, daß er zwischen streitenden Partheyen immer gern Vergleiche selbst zu stiften trachtete, und das größte Vergnügen an Tag legte, wenn es ihm gelang. Nebst seinen Tugenden machten diesen Kaiser seine Kenntnisse verehrungswürdig. Ausser den Sprachen seiner Unterthanen, der Deutschen, Hungarschen, und Böhmischen, hatte er auch die Lateinische, Italienische, Französische, Spanische, und Flammländische, also in allem acht Sprachen vollkommen inne; so daß er in einer jeden mit Fertigkeit mündlich und schriftlich sich auszudrücken wuste.

Daß Maximilians Gemahlinn Maria eine Tochter des großen Kaisers Karls V. war, habe ich ihnen schon gesagt. Sie überlebte ihren Gemahl, ging dann nach Spanien ihrem Vaterlande zurück, und starb dort in einem Nonnenkloster. Ihre Ehe mit Maximilian war sehr gesegnet. Der erste Sohn Ferdinand starb in der Kindheit. Rudolf folgte dem Vater auf allen seinen Thronen. Ernest, den sein Vater auf den Polnischen Thron erheben

heben wollte, starb als Statthalter der Spanischen Niederlande im J. 1595. Mathias kam nach Rudolfen zur Regierung, und wird uns in der Folge vielfältig beschäftigen. Maximilian ward, so wie sein Kaiserlicher Vater, zum König von Polen gewählt, ohne sich behaupten zu können. Darauf ward er Hochmeister des Deutschen Ordens. Albrecht, der den Beynahmen, der Fromme, erhielt, war erst Kardinal, und Spanischer Statthalter in dem Königreich Portugall, dann Statthalter in den Niederlanden. Er legte die Kardinalswürde nieder, vermählte sich mit der Tochter König Philipps II. von Spanien, Isabella Klara Eugenia, und erhielt die Niederlande als Brautschatz. Wenzel starb im 17ten Jahre; die jüngsten zwey: Friedrich und Karl, erlebten kein Jahr. Es ist merkwürdig, daß von allen Söhnen Kaiser Maximilians keiner Leibeserben gehabt hat; mit ihnen starb also die Hauptlinie des Deutschen Hauses Oesterreich schon aus.

XXV.

Rudolfs II. guter Anfang.

Rudolf II. war nun Beherrscher unseres Böhmens, so wie aller Staaten, die sein Vater besessen hatte. Als er die Regierung derselben antrat, hatte er eben das vier und zwanzigste Jahr seines Alters zurückgelegt; denn er war im J. 1552 am 18ten Julius zu Wien in Oesterreich geboren. Er war noch unvermählt; und blieb es, vielleicht zu seinem Unglück wie wir hören werden, sein ganzes Leben. Da man eben die Tugenden, durch die sein Vater seine Völker so glücklich gemacht hatte: Friedensliebe und Duldsamkeit, an ihm wahrnahm; muste man sich alles Gute von ihm versprechen. Und wirklich erfüllte er alle Hofnungen, die man von ihm gefaßt hatte, übertraf sie so gar; so lang — merken sie das wohl, meine kleinen Freunde! — so lang er selbst thätig war. Der Mensch ist zur Arbeit geboren; und hier hat der Fürst vor dem geringsten seiner Unterthanen nichts voraus, als

daß

daß er noch thätiger seyn muß; weil er schwerere und so heilige Pflichten auf sich hat, daß ihre Vernachläßigung Millionen von Menschen unglücklich machen kann. Indessen müssen wir einem Rudolf die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Böhmen unter ihm eine lange Reihe von Jahren so glücklich war, wie es zu andern Zeiten nur selten gewesen ist. Unsere Geschichte während seiner Regierung wird ihnen, meine Lieben! lange viel Vergnügen verursachen: am Ende werden sie selbst die Unglücksfälle, die das Vaterland, und im nicht geringern Maaße Rudolfen selbst betroffen haben, wenigstens lehrreich machen. Wie wenig sichert der erhabenste Rang vor Unglück? und blühendem Wohlstand folget oft schnell äusserstes Elend. Wer das reiflich überdenkt; kann im Glücke nie stolz seyn, nie dessen Gaben mißbrauchen, am wenigsten zur Kränkung des minder Glücklichen.

Rudolf hatte die letzten Jahre der Regierung Maximilians sich, wie wir gehört haben, viel in Böhmen aufgehalten; und die Lage des Königlichen Schlosses zu Prag, welche die Vortheile der reizendesten Aussicht, und der gesunden Luft vereinigt, hatte ihm den dortigen Aufenthalt so angenehm gemacht,

daß

daß er sich entschlossen hat, in der Hauptstadt Böhmens seinen beständigen Sitz aufzuschlagen. Er kehrte also von Regensburg, wohin er, den Segen des sterbenden Vaters zu empfangen, sich begeben hatte, und wo er auch als Kaiser ausgerufen worden, wieder nach Prag zurück; und verließ seit der Zeit Böhmen nur einmal. Mit dieser Wohlthat des beständigen Aufenthalts konnte der neue König gleich Anfangs eine andere vereinigen. Maximilians Tod, dessen Leiche sein Kaiserlicher Sohn in der königlichen Begräbnißstätte zu Prag mit vieler Pracht beysetzen ließ, hatte die Ursache zum Kriege wegen Polen hinweggeräumet; folglich war auch die Erneuerung des Türkenkrieges für itzt nicht zu befürchten. Rudolf konnte also seine Unterthanen mit jenen Lasten verschonen, die ein so gefährlicher Krieg nothwendig gemacht hätte. Um das länger thun zu können, war er um die Erneuerung des Waffenstillstands mit der Ottomanischen Pforte, so nennt man auch den Hof des Türkischen Kaisers, besorgt. Freylich setzte selbst der erneuerte Stillstand den Streifereyen der Türkischen Gränzbassen keinen genug starken Damm entgegen. Besonders haben von denselben aus den Hungar-

schen

schen Kronländern Slavonien und Kroazien sehr viel gelitten; und waren auch, da die Türken selbst mitten im Frieden manchen Ort mit Gewalt wegnahmen, großentheils in die Bothmäßigkeit des Großsultans gerathen. Dadurch war Deutschland selbst, und insbesondere, die an Kroazien gränzenden Deutschen Länder: Steyermark, und Krain, der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt. Schon Kaiser Maximilian hatte also den Entschluß gefaßt, an der Gränze ein Generalat zu errichten, das ist: das Land anstatt anderer Inwohner mit lauter Soldaten zu besetzen. Rudolf führte ihn aus; und übertrug die ganze Anordnung, und den Oberbefehl seinem Oheim Erzherzog Karln, dem als Besitzer von Steyermark und Krain am meisten an der Verwahrung jener Gränze gelegen seyn muste. Dieser Fürst zog nun tapfere Krieger, zum Theil selbst Türkische Unterthanen, aber Christen, ins Land, richtete alles, um jeden unvermutheten Anfall abwehren zu können, auf den Soldatenfuß ein, und baute Festungen, unter welchen, das von ihm so benannte Karlstadt, die Slawischen Inwohner nennen es Karlowez, die wichtigste ist. Sie werden wohl auch, den Nahmen: Generalat, in

Geo-

Geographischen Büchern lesen, wo von Kroazien, und Slavonien die Rede ist. Man hat nähmlich in neuern Zeiten erst in Kroazien, und Slavonien, dann auch in Siebenbürgen und im Temeswarer Banat, an der ganzen Türkischen Gränze die Einrichtung getroffen, daß alle Inwohner Kriegsdienste thun. Und dieses ganze an der Gränze gelegene Land, das man gewöhnlich die Militärgränze nennt, hat verschiedene Abtheilungen, denen man den Nahmen Generalate gegeben hat; so sagt man zum Beyspiel: das Karlstädter Generalat, das Warasdiner Generalat. Es braucht eben der Erinnerung nicht: daß man durch die Aehnlichkeit der neuern Einrichtungen mit jener unter Kaiser Rudolfen veranlaßt worden ist, eben den Nahmen zu wählen. Aus diesen heutigen Generalaten kommen jene braven Soldaten, die eigentlich Gränitzer heißen; die aber, weil diese Einrichtung in dem Königreich Kroazien angefangen hat, unter dem Nahmen, Kroaten, bekannter sind.

So sorgte hier Rudolf für die Sicherheit der Gränze auf einer Seite. Um auf einer andern den Türken im Fall eines Krieges mit mehr Nachdruck zu begegnen, suchte, und fand er die Freundschaft des Königs von

Po-

Polen, und seines Bruders Christoph Bathory, dem der erstere Siebenbürgen überlassen hatte. Ein Land, das Hungarn zum Schutz dienen, und von dem aus man es auch mit Vortheil angreifen konnte.

XXVI.

Böhmens glänzender Wohlstand.

Die kleine Gedankenreise, die wir in der vorigen Unterhaltung nach Hungarn gemacht haben, war ihnen doch nicht zuwider, meine Freunde! Sie haben dabey an Rudolfen eine löbliche Eigenschaft mehr entdeckt. Weise Vorsicht, die auf Mittel auch wider jene Uebel denket, die noch nicht da sind, um ihnen besser begegnen zu können, wenn sie wirklich ausbrechen; die sich im Frieden waffnet, um den Krieg mit besserm Erfolg zu führen. Aber eine wirkliche Reise, die unser König im Jahre 1577 unternahm, zeigte seinen ernstlichen Vorsatz, auch den innern Wohlstand seiner Staaten zu befördern. Sie ging durch mehrere seiner Länder; und der Beweggrund war

der schönste, den je ein Fürst zu einer Reise haben kann, den auch vor wenigen Jahren der ewig unvergeßliche Kaiser Joseph II. gehabt hat: mit eigenen Augen zu sehen, wie es um sein Volk stünde? Denn nicht immer kann die Klage des Gedrückten bis in den Pallast des Fürsten dringen. Rudolf überzeugte sich auf dieser Reise von dem Wohlstand, den seine Unterthanen der liebreichen Sorgfalt seines Vaters und Großvaters verdankten. Stellte Mißbräuche ab, die ihn hin und wieder nicht ganz zur Reife kommen ließen; traf mitunter Anstalten, die ihn noch mehr befördern konnten.

So wie das ganze Land die Früchte drey väterlicher Regierungen hintereinander ruhig genoß; so war auch der Böhmische Adel damals in den blühendesten Umständen, was eine natürliche Folge des Wohlstands seiner Unterthanen gewesen ist. Besonders gaben um diese Zeit einige der grossen Häuser Böhmens glänzende Beweise ihres Reichthums. Hochzeiten, Turniere, und andere Feste, wurden mit der ausgezeichnetesten Pracht und einem Aufwande gefeyert, der nahe an Verschwendung gränzte. Einige besondere Fälle dieser Art muß ich doch anführen. Wil-

helm

helm von Rosenberg, der einst König von Polen nicht hatte werden wollen, feyerte sein drittes Beylager mit der Markgräflichen Prinzessinn von Baaden Anna Maria zu Krumau, dem Hauptorte seines Gebieths mit wahrhaft königlicher Pracht. Nebst der Markgräfinn von Baaden, waren unter den Gästen vier Reichsfürsten: die beyden Herzoge von Bayern Albrecht und Wilhelm, Pfalzgraf Albrecht am Rhein, und Markgraf Philipp von Baaden. Länger als einen Monat währten die Feyerlichkeiten. Auf den ungeheuern Aufwand aber kann man daraus schließen, daß mehr als 1100 Eymer Wein ausgetrunken, und an den dazwischen fallenden Fasttagen über 10000 Hechte, und über 18000 Karpfen gespeiset worden sind; für die Pferde der Gäste aber wurden 3700 Strich Haber verfüttert. Wenn schon die Verbindung dieses Böhmischen Reichsbarons mit Prinzessinnen aus alten Deutschen Fürstenhäusern — denn seine erste Gemahlinn war aus dem Hause Braunschweig, und die zweyte aus dem Hause Brandenburg — für das Ansehen bürget, in welchem ein Rosenberg selbst im Auslande gestanden; so legte auch der Kais r die Hochschätzung, die er für seine Denkungsart

hat-

hatte, durch einen verträulichen Besuch zu Krumau bald nach der Vermählung an Tag. Und billig lohnte die Freundschaft eines Kaisers den Mann, der zu groß war, um sich von dem, was sein Herz Pflicht nannte, selbst durch eine angebothene Königskrone, weglocken zu lassen. Lassen Sie mich immer, meine Besten! mit Wärme von Männern sprechen, deren Tugenden und Thaten unserm Vaterlande in vorigen Zeiten Ehre gemacht haben. Das wird einen erlaubten, einen edlen Stolz, daß auch sie Böhmen sind, in ihnen erwecken; und aus diesem Stolze wird bey ihnen selbst der Wunsch entstehen, ihrer Nazion einst auch Ehre zu machen. Daß sie das nicht können werden, ohne die glücklichen Jahre, die sie itzt leben, für ihre Bildung gehörig zu nützen, brauche ich ihnen nicht erst zu sagen.

Auch anderer Böhmischen Großen Verdienste um das Vaterland wuste Rudolf auf eine ähnliche Art zu ehren. So gab er, als des Böhmischen Kanzlers Pernstein Tochter vermählt wurde, und als sich der Reichsbaron Christoph von Lobkowitz verehligte, zu Prag sehr prächtige Turniere. Bey dem letzten erschienen die Bayerschen Herzoge, und

der

der von Lignitz aus Schlesien. Da der Kaiser die Turniere sehr liebte, bey ihnen selbst oft als Mitkämpfer auftrat; veranstalteten die Böhmischen Herren, um ihm Vergnügen zu machen, viele derselben zu Prag. Der Reichsbaron Adam von Neuhaus gab im J. 1579 eines der prächtigsten, dem auch mehrere fremde Fürsten beywohnten. Ein Paar Worte von den Turnieren werden ihnen hier nicht unwillkommen seyn, meine Lieben! Wenn sie gleich in Italien oder Frankreich eher Sitte waren; so kamen sie doch in Deutschland unter Kaiser Heinrich dem I. vorzüglich empor. Hier übte sich die Deutsche Ritterschaft in den Waffen, und allen dem, was die Geschicklichkeit des Kriegers vermehret, um den damals so gefürchteten Hungarn im ernsthaften Kampfe gewachsen zu seyn. Man gab ihnen auch den Nahmen Ritterspiele, und verherrlichte durch sie Krönungen, und andere Hoffeste. An den Turnieren durfte nur der Mann von ächtem Adel Theil nehmen; daher der Ausdruck: turnierfähig. Aber auch der, so die adeliche Geburt durch eine schlechte Handlung geschändet hat, ward ausgeschlossen. Eine Strenge die eben so gerecht war, als sie nachahmungswürdig wäre.

XXVII.

Erstes Mißvergnügen mit Rudolfen ausser Böhmen.

Diese Feste des Hofs, und der Grossen, von den ich jüngst gesprochen habe, waren zugleich Feste des ganzen Landes. Jeden guten Böhmen entzückte der Anblick eines Vaters, der sich mitten unter seinen glücklichen Kindern freute. Die vielen großen, Theils fürstlichen, Gäste machten besonders den Aufenthalt zu Prag für jedermann noch angenehmer; so wie diese Hauptstadt vielleicht nie lebhafter und blühender war, als unter Rudolfen. Auch hatte ein vaterländischer Dichter jener Zeit den für Rudolfen schmeichelhaften Einfall, in einem Lateinischen Gedichte zu behaupten: Prag hätte eine Libussa nur von Holz erbauet, in der Folge hätte es marmorne Palläste bekommen; itzt, durch Rudolfs beständigen Aufenthalt, hätte sich alles Holz und aller Marmor in Gold verwandelt. Vermuthlich eine Anspielung auf den damaligen Reichthum der

Inwohner, der eine Folge dieses beständigen Aufenthalts, und der Prachtliebe Rudolfs war, die von den Böhmischen Reichsbaronen nachgeahmt ward. So konnte es dem fleißigen Bürger nie an Gelegenheiten fehlen, seine Umstände immer blühender zu machen.

So sehr indessen die Böhmen das Glück zu schätzen wusten, das sie unter Rudolfs sanfter Beherrschung bisher genossen haben; so sehr glaubten schon in den ersten Jahren die Bewohner seiner andern Länder sich über einige seiner Maaßregeln beschweren zu können. Die Hungarn waren unzufrieden, daß er den Oberbefehl über die Kriegsmacht, die man zur Abtreibung der wiederholten Türkischen Anfälle immer bereit halten muste, in dem eigentlichen Lande Hungarn seinem Bruder Erzherzog Ernesten, so wie in den dazu gehörigen Ländern, Slavonien, und Kroazien, seinem Oheim dem Erzherzog Karl übertragen hatte. Alles, was ihnen an diesen zwey edlen Prinzen mißfiel, war, daß sie Deutsche waren. Ein Theil des Hungarschen Adels schien es beynahe für ein geringeres Uebel anzusehen, von den Türken unterjocht zu werden, als dem Schutz der Deutschen seine Sicherheit zu verdanken. Freylich waren das

nicht die Gesinnungen der ganzen Nazion: aber Rudolfen muste es weh thun, daß auch nur ein Theil derselben seine guten Absichten verkannte. Er glaubte den Hungarn seine väterliche Liebe am gewissesten zu beweisen; wenn er ihre Vertheidigung denjenigen auftrüge, die durch die heiligen Bande des Bluts mit ihm verknüpft wären.

In Oesterreich hatte die Unzufriedenheit mit Rudolfen eine Veranlassung, die noch viel bedenklichere Folgen befürchten ließ. Der grössere Theil des Adels dieses Landes hatte nach und nach die Lehre Luthers angenommen; und, wie wir schon sonst gehört haben, die freye Ausübung der Protestantischen Religion auf seinen Schlössern von Kaiser Maximilian erbeten. Den Städten war sie bisher nicht gestattet worden. Indessen hatte der Protestantische Adel, da sich viele Glieder desselben in der Hauptstadt Wien aufzuhalten pflegten, auch dort in dem sogenannten Landhause den Gottesdienst nach protestantischer Weise halten lassen, dem viele Bürger dieser Stadt beywohnten. Hiezu ward lange durch die Finger gesehen. Aber einer ihrer Prediger, Opitius — er wird wohl Opitz geheissen haben; es gab eine Zeit, wo jeder, der ein

ge-

gelehrtes Amt bekleidete, seinen Nahmen entweder ins Latein auch wohl ins Griechische übersetzte, oder wenigstens ihm die lateinische Endsylbe, us, anhieng — dieser Opitius also that das zu Wien, was einst Czahera und seines gleichen zu Prag gethan hatten. Er schimpfte von der Kanzel herab wacker auf die Katholische Geistlichkeit, und auf den Pabst; schonte selbst der weltlichen Obrigkeit nicht. Selbst der huldvolle Maximilian — denn das geschah noch bey seinen Lebzeiten — ward dadurch zur Strenge bewogen. Er befahl kurz vor seinem Tode, den Opitius von Wien wegzuschaffen. Rudolf hatte eine Zeit noch alle Nachsicht: da es aber Opitius zu arg machte, wurde ihm das predigen verbothen, und der Protestantische Gottesdienst für die Bürger eingeschränkt. So wie man sich aber den Befehlen des Kaisers nicht fügen zu wollen schien; schritt dieser gar zur Landesverweisung einiger Prediger. Seit diesem Zeitpunkte fing man an, Rudolfen, wenigstens leise, der Unduldsamkeit zu beschuldigen; und das Zutrauen seiner nichtkatholischen Unterthanen zu ihm ward in etwas erschüttert. Um so mehr, da er im Deutschen Reiche als Kaiser für die Aufrecht-

haltung der Katholischen Religion eiferte, und in der Reichsstadt Achen den, freylich dem Religionsfrieden zuwider, neueingeführten Protestantischen Gottesdienst nicht dulden wollte. Hätte man billig seyn wollen; so hätte man es auf der andern Seite als einen Beweis seiner Duldung ansehen sollen, daß er König Philippen von Spanien seinem Großoheim zur Gelindigkeit gegen die Protestanten in den Niederlanden gerathen hat.

XXVIII.

Verfolgung der Böhmischen Brüder.

Noch schienen die unkatholischen Böhmen von diesem Mißtrauen gegen ihren Katholischen König nicht angesteckt zu seyn; als er auch hier den Saamen der Unzufriedenheit, so zu sagen, selbst ausstreute. Er erneuerte im Jahre 1581 die Verordnung der ältern Böhmischen Könige, der zu Folge nebst der Katholischen Religion, keine andere, als die der Utraquisten, im Lande geduldet werden

sollte. Dies hieß im Grunde einen großen Theil derjenigen, die Maximilian durch die Abschaffung der Kompaktaten beruhigt hatte, neuen Unruhen und selbst Verfolgungen auszusetzen. Denn ob man gleich unter dem Nahmen der Utraquisten itzt nicht mehr die Beobachter der Kompaktaten, sondern wirklich Luthers Anhänger oder die Evangelischen verstand; und diesen Evangelischen ihre Duldung unter dem Nahmen der Utraquisten aufs neue, selbst durch diese Verordnung, versichert ward: so war dieses doch nur Begünstigung einer, freylich der mächtigern, Parthey der Nichtkatholiken in Böhmen. Allen andern wurde die Wohlthat der gesetzmäßigen Duldung gerade zu entzogen. Unter diesen minder mächtigen Partheyen traf dieses Schicksal auch die oft erwähnten Pikarden, oder wie sie sich nannten, die Böhmischen Brüder. Und man ließ sie dasselbe bald in seiner ganzen Härte fühlen. Man verboth ihnen ausdrücklich alle Zusammenkünfte, und befahl ihnen endlich gar das ganze Land zu räumen. Wenn sie dem ungeachtet doch noch im Lande blieben; so musten sie sich doch sehr verborgen halten. Insbesondre legte ihnen die Ungnade des Königs in einer Rücksicht den lästigsten Zwang auf.

Sie

Sie hatten nähmlich in verschiedenen Orten unsers Vaterlands an ihren Bethäusern zugleich eine Erziehungsanstalt ihrer Jugend, so wie eine Pflanzschule ihrer Religionslehrer. Das alles zusammen nannten sie Z b o r y. Diese Zbory, denen sie gern besondere Nahmen aus der Bibel gaben, so hieß der vornehmste Zbor in der Stadt Jungbunzlau der Karmel von dem bekannten Berge im gelobten Lande, pflegten die Böhmischen Brüder nicht nur des Gottesdienstes wegen, sondern auch um sich über ihre Religionsangelegenheiten zu besprechen, fleißig zu besuchen. Was vorzüglich viel beytrug, um die Bande der brüderlichen Liebe zwischen ihnen, ohne Unterschied des Standes und der Glücksumstände, zu knüpfen. Itzt war der Besuch dieser Zbory, wo nicht ganz unmöglich, doch äusserst gefährlich. Die Folge davon war der fast allgemeine Haß dieser Parthey wider den bis itzt auch von ihnen geliebten Rudolf. Ein Haß, der darum bedeutend war; weil die Böhmischen Brüder, obschon nicht so zahlreich als die Utraquisten, doch auch viel Einfluß auf das Volk hatten. Denn die strengen Sitten, und die in die Augen fallende Eingezogenheit, durch welche sich diese Religionsparthey un-

terschied, hatte nicht Wenige vom Böhmischen Adel bewogen, sich ihr beyzugesellen.

Die Geschichte wird ungleich lehrreicher, meine Lieben! wenn man nicht nur die Begebenheiten erzählt; sondern auch, um die Ursachen der Begebenheiten sich bekümmert. Nur muß man diese Ursachen nicht, wenn ich so reden darf, erträumen; sondern aus den Umständen selbst abnehmen können. Wenn wir nun hier fragen: warum beschränkte denn Rudolf gerade um die Zeit in Böhmen zum Theil die Religionsfreyheit? so giebt das, was kurz bevor in Oesterreich geschehen, einiger massen die Antwort an die Hand. Der Unfug eines Opitius, und das laute Mißvergnügen der Oesterreichischen Protestanten über die Strafe desselben, ließ ihn gleiche Auftritte in Böhmen befürchten. Diesen vorzubeugen, wollte er die Nichtkatholiken in diesem Königreiche, da es bey ihrer großen Anzahl schlechterdings unmöglich war, sie zu vertilgen, wenigstens vermindern. Die Utraquisten waren zu mächtig; bey diesen konnte man also nicht anfangen, ohne zu Unruhen, vielleicht gar zu einem Aufruhr Gelegenheit zu geben. Man machte sie vielmehr durch ihre aufs neue bestättigte Duldung sicher, und

ging

ging indessen den schwächern Böhmischen Brüdern zu Leibe. Nicht nur ihre gegen die Utraquisten geringere Anzahl machte dem Kaiser Hofnung, Böhmen ganz von ihnen zu reinigen; sondern auch selbst der Haß, den die Utraquisten wider sie hegten. Ein Haß, zu dessen Vermehrung die Lage der Sachen in dem benachbarten Deutschland gerade damals eine Veranlassung gegeben hat. Der Eifer der Deutschen Evangelischen war eben in seiner ganzen Stärke erwacht, den sich immer mehr verbreitenden Lehrsätzen Kalvins Gränzen zu setzen; was ohne Aeusserungen eines wechselseitigen Hasses nicht ablaufen konnte. So wie also die Deutschen Evangelischen die Kalvinisten als Feinde betrachteten, deren Vertilgung wünschenswerth wäre; so sahen die Böhmischen Evangelischen, oder Utraquisten, die Böhmischen Brüder nicht mit günstigern Augen an. Denn diese waren eben so sehr für Kalvin gestimmt, als sie selbst für Luthern.

Da der eben so tolerante als eifrige Erzbischof Anton Bruß, oder von Müglitz, eine Zeit vor Rudolfs neuer Anordnung in Religionssachen gestorben war; so glaubt man durchgängig, daß der Kaiser seit dieser Zeit

sich

sich in Religionsangelegenheiten bey Männern Raths erhohlet habe, die vom Verfolgungsgeist angesteckt waren. Erzbischof ward nun Martin Medek ein Ordensgenoß seines unvergeßlichen Vorgängers.

XXIX.

Erstes Mißvergnügen der Utraquisten.

Die Absicht, die Anzahl der Widersacher der Römischen Kirche, durch die Verweisung der Böhmischen Brüder zu vermindern, ward nicht erreichet. Wie das zuging, meine Lieben! schlagen sie nur in meinen Briefen König Ludwigs Geschichte nach: was thaten die Pikarden, um der damaligen Verfolgung zu entgehn? Sie erklärten sich für Utraquisten; das thaten sie nun auch itzt, und so konnten sie im Lande bleiben. Die Rückkehr zur Katholischen Kirche ließ itzt wie damals ihr Haß des Pabstes nicht zu. Sie schlugen sich also dahin, wo sie fortfahren konnten, ihn zu hassen. Um sich aber für den Zwang, den sie

sich

sich anthun musten, indem sie sich Utraquisten nannten, zu rächen, haßten sie auch den Kaiser. Sie äußerten diesen Haß durch bittern Tadel seiner Regierungsanstalten, und steckten mit demselben nach und nach auch die Utraquisten an; die um so geneigter waren, ihnen Gehör zu geben, weil sie es doch nicht ungern sahen, daß ihre Parthey, wenigstens dem Nahmen nach, durch dieselben verstärkt worden. O! der giftige Saamen, den sie itzt ausgestreut haben, hat in der Folge für Rudolfen die bittersten Früchte getragen.

Endlich fanden auch die Utraquisten einen Vorwand, über Rudolfen Klage zu führen. Und die Veranlassung dazu gab der neuverbesserte Kalender, über den ich hier, um nicht unverständlich zu werden, eher einige Worte sagen muß. Man hatte sich bis itzt des Julianischen Kalenders bedient, der seinen Nahmen von eben dem Julius Cäsar hatte, der die Oberherrschaft des zuvor freyen Roms an sich gerissen, und unter andern auch den Kalender einrichten ließ. Der Sternkundige Sosigenes, dessen er sich dazu bediente, setzte das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden: da viermal 6 24 sind, und 24 Stunden einen Tag ausmachen, so sollte immer das

vierte Jahr 366 Tage zählen; so glaubte man das bürgerliche Jahr mit dem Sonnenjahre übereinstimmend gemacht zu haben. Aber genauer berechnet, braucht die Sonne zu ihrem Laufe, wie man zu reden pflegt, oder, wie man richtiger sagen sollte, die Erde zu ihrer Umwälzung um die Sonne, nebst 365 Tagen nicht volle 6 Stunden, sondern um 11 Minuten und 11 Sekunden weniger; was Sosigenes übersehen hatte. Daher kam es, daß im J. 1582 der Unterschied zwischen dem bürgerlichen und astronomischen Jahre schon ganze 10 Tage betrug. Pabst Gregor der XIII. ließ nach dem Entwurfe großer Sternkundigen in eben diesem Jahre 10 Tage hinauswerfen, so daß man nach dem 4ten Oktober gleich den 15ten schrieb; und verordnete, daß hinfür nicht mehr jedes hunderte, sondern nur immer das vierhunderte Jahr 166 Tage haben sollte: denn so würde der Abgang wieder ausgeglichen werden, den jene fehlende 11 Minuten, 11 Sekunden, verursachen musten. Diesen Gregorianischen Kalender nun, wie man ihn nach dem Pabste nennt, haben die Deutschen Protestanten aus Abneigung von dem Pabste damals nicht angenommen; die Böhmischen Utraquisten aber, so wenig sie sonst

am

am Hasse des Pabstes ihren Deutschen Glaubensbrüdern nachgaben, dachten hierin billiger. Da es eigentlich keine Religionsangelegenheit war, beschlossen die Stände, den vom Pabste verbesserten Kalender einzuführen. Dieses geschah im J. 1584, und die zehn Tage wurden im Jäner ausgelassen; man zählte nach dem sechsten dieses Monats gleich den siebzehnten.

Aber eine andere Aenderung in dem neuen Kalender dieses Jahres brachte Alles, was Utraquistisch war, in Harnisch. Sie haben es in den Briefen gelesen, meine Besten! daß Johann Huß, der zu Kostnitz verbrannt worden, in den Augen der damaligen Böhmen kein Irrlehrer sondern ein Märtyrer war. Eben das hielten sie von seinem Freunde Hieronym von Prag. Da nun in der Folge alle Lehrer der Universität eifrige Kelchner waren, wollten auch sie ihre Verehrung gegen jene zwey Männer dadurch an Tag legen, daß sie die Nahmen derselben in dem gewöhnlichen Kalender, dessen jährliche Ausgabe sie zu besorgen hatten, unter den Heiligen erscheinen ließen. Diese Sitte ward auch beybehalten, da die Utraquisten Hussens Meinungen mit der Lehre Luthers vertauscht hatten.

ten. Denn selbst die Evangelischen ehrten Hussens Andenken, als des Vorläufers eines Luthers in der Glaubensreinigung, wie sie zu reden pflegen. Der eifrig Katholische Kaiser Rudolf ergriff nun die Gelegenheit, da der Kalender ohnehin in einer verbesserten Gestalt erscheinen sollte, zugleich zu befehlen: die Nahmen, Huß, und Hieronym von Prag, sollten aus dem Verzeichnisse der Heiligen wegbleiben. Der damalige Lehrer der Mathematik an der Karolinischen Universität Peter Kodizillus, dem die Ausgabe des Kalenders aufgetragen worden, war, obschon, wie seine Lehramtsgenossen, ein Utraquist, entweder kein zu warmer Eiferer für Hussens Ehre, oder wagte es auch nicht, dem Kaiser ungehorsam zu seyn. Kurz: die Utraquisten suchten ihre Märtyrer vergebens im neuen Kalender. Aus einem Spottliede, das damals die Katholische Parthey in Prag allgemein sang, sollte man schliessen: einem Kodizillus wäre sein Gehorsam gegen den Kaiserlichen Befehl, durch ein Geschenke, oder sonst eine Gunst belohnet worden. Es heißt in demselben: den Böhmen ist ein häßlicher Streich geschehen; die Gans ist ihnen aus Prag entflogen, Magister Kodizillus hat sie verkauft.

Unter

Unter der Gans wird Huß verstanden; denn dieses Böhmische Wort bedeutet sonst eine Gans. Daß selbst dergleichen Spötterenen den Zorn der Utraquisten noch mehr gereizt haben, läßt sich begreiffen. Indessen hielten sie izt noch an sich; und ließen es bey blossen Worten bewenden, durch die sie ihre Unzufriedenheit mit dem Kaiser bezeigten.

XXX.

Landplagen. Eine wohlthätige Anstalt, und Feyerlichkeiten.

Nebst diesem Mißvergnügen eines großen Theils der Nazion mit dem Könige, ward auch ihre bisherige Glückseligkeit unter Rudolfen um eben diese Zeit durch natürliche Unglücksfälle gestöret. Gleich als wenn etwas wahres an dem Sprüchworte wäre: ein Unglück kömmt selten allein. Im Jahre 1582 regnete es im ganzen Lande so häufig, daß unter andern Flüssen die Prag durchströmende Moldau so ausserordentlich anwuchs, daß sie am 2ten May aus ihren Ufern trat. Die

Ge-

Gewalt des Wassers war so groß, daß Gebäude davon beschädigt, zum Theil von der Fluth ganz weggerissen wurden. Nicht genug: bald darauf stellten sich böse Krankheiten ein, an welchen, ohne das übrige Land zu rechnen, nur in der Hauptstadt 20000 Menschen, und dieses binnen vier Monaten, gestorben sind.

Rudolfen ward auch diese so schreckliche Landplage eine Veranlassung, seine Sorgfalt für das gemeine Wohl an Tag zu legen. Er traf eine Anstalt, die wenigstens die Ausbreitung eines ähnlichen Uebels in der Folge hindern konnte. Auf einem Landtage im J. 1585 bewog er die Stände, einen jährlichen Gehalt für vier vorzüglich geschickte Aerzte auszuwerfen. Diese sollten den Nahmen Physiker des Königreichs führen, ihr Aufenthalt sollte in vier verschiedenen Gegenden des Königreichs seyn, wo dann ein jeder in dem ihm anvertrauten Bezirke auf die ersten Spuren der Krankheiten aufmerksam seyn, und sogleich die gehörigen Mittel wider ihre Ausbreitung anwenden sollte. Man überzeugte sich bald von dem guten Nutzen dieser Einrichtung; und stellte daher in der Folge in einem jeden Kreise des Königreichs, unter der Benennung

des Kreisphysikus, so einen Arzt an. Noch besteht diese wohlthätige Einrichtung nicht nur in unserm Böhmen, sondern auch in allen übrigen Ländern der Oesterreichschen Monarchie; und alles Gute, was vorzüglich für das gute Landvolk, dessen Krankheiten gewöhnlich durch Vernachläßigung, oder durch das sogenannte Nichtachten erst gefährlich werden, daraus entspringet, fällt auf den Urheber Rudolf zurück, der auf diese Weise auch der Wohlthäter der Nachkommenschaft ward. Sonst verdient es bemerkt zu werden, daß selbst die Pest Rudolfen nicht aus Böhmen verscheuchen konnte. Zwar entfernte ihn die grössere Gefahr auf eine Zeit aus der volkreichen Hauptstadt; aber nicht weiter als bis Pilsen oder Kuttenberg. Gewiß ein Beweis, daß die Vorliebe, die er einmal für unser Vaterland gefaßt hatte, durch das Mißvergnügen, und die lauten, oft bittern, Klagen eines so zahlreichen Theils der Inwohner, als es die Utraquisten waren, nichts abgenommen habe.

Doch ich muß meine kleinen Freunde, wenn sie die Erzählungen vom Mißvergnügen, von Ueberschwemmungen, und bösartigen Volkskrankheiten in unserm sonst blühenden Vaterlande etwa finster gestimmt haben, wie-

der

der aufzuheitern suchen. Also zur Abwechslung Etwas aus dem Fache der Feyerlichkeiten. Es war im Maymonate 1585, daß mehrere Prinzen des Kaiserhauses zu Prag zusammen kamen. Erzherzog Ernst, Rudolfs nächster Bruder, befand sich schon eher bey ihm. Itzt besuchten ihn noch seine beyden Oheime, die Erzherzoge, Ferdinand, und Karl, beyde von ihren Gemahlinnen und Kindern begleitet. Der Kaiser empfing beyde mit der Aufmerksamkeit, die den Brüdern seines Vaters gebührte, und fuhr ihnen bis vor das Thor entgegen. Dennoch war der Empfang Erzherzog Ferdinands dadurch ausgezeichneter, daß ihm der oberste Hofmeister des Königreichs Johann von Waldstein von dem Kaiser bis an Böhmens Gränze entgegen geschickt worden, dem sich viele aus den Reichsbaronen beygesellt haben. Wenn die letztern die Liebe zu ihrem ehemaligen Statthalter mit dazu bewogen haben mag; so fand der Kaiser für gut, durch seine vorzüglichere Aufnahme das Haupt des Spanischen, also des ältern, Hauses Oesterreich zu ehren, von dem Ferdinand einen Auftrag hatte. Dieser Prinz war bereits Ritter des goldnen Vließes: König Philipp II. als Großmeister, hatte ihm

also ernannt, den Orden dem Kaiser selbst und andern Prinzen und Grossen in seinem Nahmen zu ertheilen. Dieses geschah nun zu Prag in der Schloßkirche mit vielem Gepränge binnen zwey Tagen. An dem ersten hieng Ferdinand das goldne Vließ seinen beyden Neffen, dem Kaiser selbst, und Erzherzog Ernsten, so wie seinem Bruder Erzherzog Karln, um. Den zweyten darauf empfingen aus eben diesen Händen das Ordenszeichen: der oberste Burggraf des Königreichs, der ihnen von einer so schönen Seite bekannte Wilhelm von Rosenberg, und Leonard von Harrach.

Der Ritterorden vom goldnen Vließe ward vom Herzog Philipp dem Guten von Burgund gestiftet; und das Großmeisterthum kam mit der Burgundischen Erbschaft an das Haus Oesterreich. Nur die glänzendeste Geburt und ausnehmende Verdienste um das Oesterreichsche Haus machen zu demselben fähig. Das goldne Vließ selbst war, nach der Fabellehre, ein Widderfell mit goldner Wolle, das in einem dem Gott Mars geheiligten Hayn im Lande Kolchis aufbewahrt, und von dem Griechischen Helden Jason mit vieler Mühe und Gefahr erbeutet worden. Eben so sauer müssen es sich die Ritter werden lassen!

woll-

wollte vielleicht der Stifter des Ordens sagen, indem er dieses Sinnbild wählte. Der Wahlspruch des Ordens: Pretium non vile laboris! Kein geringer Preiß der Anstrengungen! deutet wohl auch dahin.

XXXI.

Rudolfs Kränkung über das Unglück seines Bruders Maximilians.

Diesmal muß ich meine Erzählung mit einer auswärtigen Begebenheit anfangen, die für unsern König die Veranlassung erst einer Familienfreude war, und dann der empfindlichsten Kränkung geworden ist. Der König von Polen, eben der Stephan Bathory, der dieses Reich wider Kaiser Maximilian behauptet hatte, war im J. 1586 gestorben. Rudolf wünschte die erledigte Krone einem seiner Brüder, deren er damals noch vier am Leben hatte. Denn ein Oesterreichscher König auf dem benachbarten Polnischen Throne, hätte den Ländern Rudolfs schon dadurch Vortheile verschaffen können, daß die Türken, um

auch ihn nicht zum Feinde zu bekommen, sich friedlicher betragen hätten. Der Kaiser empfahl also den Polen aus jenen vier Brüdern, vielleicht weil er ihn vorzüglich liebte, den dritten: Erzherzog Maximilianen, und gewann auch eine starke Parthey für ihn. Indessen wollte der Kronfeldherr Zamoysky keinen Deutschen König; und da die verwittwete Königinn Anna, als eine Prinzeßinn vom Jagellonischen Blut, wenigstens einen weiblichen Abkömmling dieses Hauses gern auf dem Throne sehen wollte, vereinigte er sich zu dieser Absicht mit ihr. Annens Schwester Katharina hatte den König Johann von Schweden geheurathet. Der aus dieser Ehe erzeugte Prinz Sigmund war es also, den die vereinigten Partheyen der Königinn Wittwe und des Kronfeldherrn, am 19ten August 1587 zum König wählten. Aber die Oesterreichsche Parthey, an deren Spitze das edle Geschlecht Zborowsky stund, legte die Hände auch nicht in den Schooß: sie wählte den dritten Tag darauf den Erzherzog Maximilian. Dieser Prinz hatte, durch seines Kaiserlichen Bruders Unterstützung, in dem angränzenden Schlesien schon ein Heer beysammen. Mit diesem erschien er also im Königreiche, und mehrere

Po-

Polen von seiner Parthey stießen zu demselben. Aber bald fand er große Hindernisse. Zamoyßky hatte die Polen in ungleich grösserer Anzahl für Sigmunden bewaffnet, und, was noch mehr sagen wollte, war selbst ein großer Feldherr. Da also der Erzherzog einen Angriff auf ihn wagte; litt er einen ziemlichen Verlust, und muste sich zurückziehen. Itzt war der Weg nach Krakau offen: Sigmund, der mittlerweile aus Schweden nach Polen gekommen war, zog ungehindert dahin, und ließ sich krönen. Das war ein großer Vortheil für ihn; denn in Wahlreichen sieht man die Krönung für viel wichtiger an, als in Erbreichen. Auch muste Maximilian, da ihm Zamoyßky, nachdem er mehr Mannschaft an sich gezogen, gar zu sehr überlegen war, Polen wieder räumen, und sich nach Schlesien zurückziehen. Zamoyßky rückte ihm nach, und hierüber kam es den 25ten Jäner 1588 bey Bidschin zur Schlacht, die äusserst unglücklich für den Erzherzog ablief. Sein Heer ward geschlagen, und er selbst gerieth in die Gefangenschaft; aus der er nur gegen die geleistete Verzicht auf Polens Krone wieder entlassen ward.

Man

Man kann es sich wohl vorstellen, wie sehr dieses Unglück seines Bruders auf Rudolfen gewirket habe. Und wirklich floh er seit der Zeit die Menschen, gleich als scheute er sich, seinen Kummer von ihnen bemerken zu lassen. Es war von nun an so schwer vor ihn zu kommen, daß mancher sich als einen Stallknecht verkleidete, um ihn so zu sprechen, wenn er von Zeit zu Zeit seine Pferde besichtigte, deren dieser Fürst eine große Anzahl, und von vorzüglicher Schönheit besaß. Sonst suchte er Trost in den Wissenschaften; aber unglücklicher Weise schweifte er manchmal bis zum Mißbrauch derselben aus. So wollte er immer Gold machen, und in den Sternen die Zukunft lesen. Er quälte einst den großen Sternkundigen Keppler gar sehr mit der Frage: ob ein eben erschienener Komet den Türken, oder den Venezianern, zwischen denen der Krieg gerade ausbrechen sollte, Unglück prophezeihe? Indessen entzog er sich den Regierungssorgen damals noch nicht ganz. Insbesondere hat Böhmen manches Denkmal seiner Vatersorge auch von der Zeit aufzuweisen, seit der man Rudolfen der gänzlichen Unthätigkeit beschuldigt. So bewirkten seine weisen Polizeyvorschriften, daß die zahlreichen Inwoh-

wohner der Hauptstadt alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens in der besten Beschaffenheit, und um die billigsten Preise sich immer verschaffen konnten. So befreyte er alle Besitzer der Weinberge um Prag herum, als im J. 1589 die Weinlese schlecht ausgefallen war, auf 18 Monate von allen Abgaben. Auch muß man es unter seine Wohlthaten rechnen, daß er gern baute; denn dadurch gab er dem arbeitsamen Bürger Gelegenheit zum Verdienste. Ein prächtiges Werk führte er insbesondere im J. 1589 auf: das Grabmahl vom weißen Marmor in der Schloßkirche; worinn er auch seines Vaters Kaiser Maximilians, dann seiner Kaiserlichen Großältern Ferdinands I. und der Jagellonischen Anna Leichen beysetzen ließ; so wie die Gebeine einiger ältern Könige in der Gruft unter demselben. Bey allen dem, und sonst manchem Guten, das er itzt noch bewirkte, ist so viel gewiß; daß er alle Tage weniger zugänglich ward; daß er folglich die Regierungsgeschäfte je länger je mehr seinen Räthen überließ; daß er endlich ganz in den Händen einiger Günstlinge war, die freylich mehr für ihren Vortheil, als für das Beste des Unterthans sorgten.

XXXII.

XXXII.

Türkenkrieg. Böhmische Krieger in Hungarn.

Rudolfs Mißmuth bekam durch verschiedene unglückliche Ereignisse eine neue Nahrung. Man verspürte abermals pestartige Krankheiten in Böhmen. Auch von der fürchterlichen Plage des Erdbebens, ward im J. 1590 unser Vaterland heimgesuchet. Es hatte zwar jene schrecklichen Wirkungen nicht, die es so oft in andern Ländern gehabt hat; so daß es ganze Städte verwüstet, und ihre Inwohner unter dem Schutt lebendig begraben hätte. Hier stürzte freylich kein Gebäude ein; aber selbst das Wanken einiger verursachte um so mehr allgemeines Schrecken, weil Erdbeben in unserm Vaterlande von jeher selten waren. Durch die Fahrläßigkeit der Bergleute geriethen im J. 1592 die Schächte im Bergwerke zu Kuttenberg in Brand, zum großen Nachtheil der königlichen Einkünfte, von denen das dort gewonnene Silber ein beträchtlicher Theil

war.

war. Und wer wird es nicht unter die Unglücksfälle des Königs und des Vaterlandes rechnen, daß der oberste Burggraf Wilhelm von Rosenberg in eben diesem Jahre starb? Dieses verlor seinen besten Bürger an ihm, und jener den treuesten Rathgeber, und einen Freund, dessen er itzt mehr als jemals bedurfte. Zu allen dem kam endlich im Jahre 1593 der Ausbruch des Türkenkrieges.

Zu diesem war die Veranlassung lange da: Streifereyen selbst während des Stillstands, nicht von der Türkischen nur, sondern auch von der Christlichen Seite. In diesem Jahre, von dem ich rede, blieb es endlich nicht mehr bey herumstreifenden Haufen; sondern es rückten zahlreiche Heere ins Feld. Auch die Böhmen bewilligten Mannschaft auf dem Landtage. Ein Heer von Böhmen, Schlesiern, und Mährern zog nach Hungarn. Man tödtete den Türken in verschiedenen Gefechten über 20000 Soldaten, und nahm ihnen 13 feste Schlösser weg: und da es den 22ten Junius bey Sissek zu einer Hauptschlacht kam; siegten die Christen wieder, machten über 12000 Feinde nieder, und erbeuteten viel schweres Geschütz. Das oben erwähnte Böhmische Kriegsheer hatte zu allen diesen guten Erfol-

gen

gen viel beygetragen, und sein Feldherr Melchior von Reder, der zwar ein geborner Schlesier, aber als Besitzer der Böhmischen Herrschaft Friedland, ein Böhmischer Landstand war, erwarb sich einen vorzüglichen Ruhm. Doch endigte sich dieser Feldzug nicht glücklich. Man hatte damals die Gewohnheit, die aufgebothenen Soldaten — Regimenter, die man selbst zu Friedenszeiten unterhalten hätte, hatte man keine — gegen das Ende der Feldzüge nach Haus gehen zu lassen. Das that man nun itzt auch, und schwächte das Heer, welches also nur zuschauen muste, da die Türken mehrere Städte wieder wegnahmen. Man hat im Kriege noch lang nicht alles gethan, wenn man auf dem Schlachtfelde gesiegt hat; die Hauptsache ist: daß man Nutzen aus dem Siege zu ziehen weiß.

Es war also von dem durch die letzten Vortheile aufgeblasenen Feind, ein um so heftigerer Anfall auf Hungarn im J. 1594 zu befürchten. Ja der Ruf hatte sich sogar verbreitet: daß der Türkische Kaiser selbst mit einem ungeheuern Heere gerade auf Wien losgehen würde. Um so mehr muste Kaiser Rudolf seine Kriegsmacht vermehren. Von dem Deutschen Reiche erhielt er nur eine

mäs-

mäßige Geldhülfe: um so thätiger bewiesen sich die Stände seiner Erbländer. Und unter diesen zeichneten sich durch mehrere Feldzüge dieses Krieges, die Böhmischen aus; so wie auch die von ihnen nach Hungarn abgesandten Kriegsvölker unter Anführern aus dem Böhmischen Adel immer viel Ehre eingelegt haben. Und wegen dieser Theilnahme der Nazion an diesem Kriege, den Rudolf eigentlich als König von Hungarn geführet, werden wir uns von den Ereignissen desselben noch vielfältig unterhalten. Es wird meine kleinen Patrioten freuen, daß die tapfern Böhmen, oft auch dem neidischen Kriegsglück zu Troz, Ruhm zu erwerben wusten.

Die ersten Verstärkungen aus Böhmen für den Feldzug von 1594 führten Rudolf von Tiefenbach, und Sebastian Graf Schlick nach Hungarn. Sie bestunden in geharnischten Reutern; fochten sehr tapfer bey Novograd, und schlugen am 22ten April die Türken, welche das von den Christen belagerte Hatwan entsetzen wollten. Indessen ging ein Theil des Hungarschen Adels, der sich nur auf eine Zeit zum Kriegsdienst verbunden hatte, nach Hause. Nun war der Oberfeldherr des ganzen Heeres, Erzherzog Mathias des

Kai=

Kaisers Bruder nicht stark genug, den Entsatz von Raab zu wagen, das die Türken heftig belagerten: und so ging diese, für die Sicherheit der nahe gelegenen Deutschen Länder wichtige Hungarsche Festung verloren. Aber im Sommer darauf langten bey dem Christlichen Heere neue nahmhafte Verstärkungen aus Böhmen, an Fußvolk und Reutern, an. Von ihren Befehlshabern: Heinrich Krzineczky, Wenzel Pietipesky, Sebastian Ssanowecz, Wenzel Keg, und Heinrich Missska bezeiget ein gut unterrichteter vaterländischer Geschichtschreiber: sie wären lauter alte Krieger von vieler Erfahrung gewesen; wie man deren unter Böhmens Adel sonst immer in großer Anzahl fand. Itzt war der neue Oberfeldherr des ganzen Heeres Erzherzog Maximilian im Stande mehrere Eroberungen der siegenden Türken zu hindern. Noch mehr strengten sich die Böhmen im Feldzuge des Jahrs 1595 an. Sie brachten zugleich mit den zur Krone gehörigen Mährern, und Schlesiern ein eigenes Nazionalheer auf, und unterhielten es auch durch den ganzen Feldzug. Es bestund aus 22000 Mann zu Fuß, und 3000 Reutern — und ein Heer von 25000 Mann war in jenen Zeiten schon eines der

stär-

stärksten. Es hatte den Reichsbaron Peter Wock von Rosenberg zum Oberfeldherrn, welchem Melchior von Reder, und Wenzel von Berka als Unterfeldherren zugegeben waren. Die Böhmen stießen nun zu der übrigen Christlichen Kriegsmacht in Hungarn, deren Oberbefehl der Kaiser einem der größten Feldherren jener Zeit, Karln von Mansfeld, anvertraut hatte. Dieser Held hatte dem Feind die kleine Festung Barkan nur weggenommen, als er auch die Hauptfestung Gran belagerte. Die Türken rückten zum Entsatz an; Mansfeld ging ihnen entgegen, und erfocht den vollkommensten Sieg. Nur leider! daß er ihn nicht lang überlebte: er zog sich den Tod zu, indem er auf dem Schlachtfelde selbst zu viel kühlende Früchte aß. Erzherzog Mathias, der nun den Oberbefehl übernahm, ärndtete die Frucht des Sieges in der Eroberung Grans; worauf sich mehrere feste Plätze ergaben. An allen diesen Unternehmungen hatten die Böhmen Antheil; auch trieben sie den Angriff des Feindes auf Komorren zurück. Den Fortgang der Kaiserlichen Waffen beförderte auch Rudolfs neuer Bundesgenoß, der Fürst von Siebenbürgen Sigmund Bathory; indem er den Türken von einer andern Seite zu thun gab.

XXXIII.

XXXIII.

Rußische Gesandtschaft zu Prag. Schöne Thaten der Böhmen im Türkenkriege.

Es thut mir ordentlich wohl, meine Lieben! daß ich die Erzählung blutiger Auftritte, freylich nicht auf lange, unterbrechen kann. Ihnen selbst, so gern sie von den großen Kriegesthaten unserer Ahnen hören, werden ein Paar Worte von einer Gesandtschaft auch nicht unangenehm seyn; besonders, da sie mit dem Türkenkriege in Verbindung stehet. Das Rußische Reich war damals freylich bey weitem das nicht, was es itzt ist, aber doch schon mächtig. Da die Russen mit den Türken gränzten; so muste es bey den ewigen Türkenkriegen vortheilhaft für das Haus Oesterreich seyn, sie zu Bundesgenossen zu haben. Darum hat sich schon der weise Maximilian, um ihre Freundschaft beworben; und Rudolf hatte aus eben der Absicht eine Gesandtschaft

nach

nach Moskau, der damaligen Residenzstadt der Rußischen Großfürsten oder Czaaren, wie man sie auch nannte, abgeordnet. Und nun erschien dafür im Augustmonat 1595 zu Prag bey Rudolfen eine Rußische Gesandtschaft. Der Kaiser nahm sie mit ausnehmender Pracht, und vielen Ehrenbezeugungen auf; und sie verdiente es. Sie versicherte den Kaiser der Freundschaft des Großfürsten Födor, der seinem Vater Iwan auf den Rußischen Thron gefolgt war, munterte ihn zur Fortsetzung des Türkenkrieges auf, und übergab als einen Beytrag zu den Kriegskosten 150000 Stück Dukaten. Auch ertheilte der Rußische Hof dem Kaiser den Rath: den Beherrscher oder Schach von Persien in den Bund wider den Türkischen Kaiser zu ziehen; damit dieser, von seinem Gränznachbar in Asien, denn das war Persiens Beherrscher, angegriffen, seine Macht zu theilen gezwungen werde. Zugleich wurden dem Kaiser, als Beweise der besondern Hochachtung für seine Person, im Nahmen des Großfürsten unter andern Geschenken drey lebendige Leoparden verehret. Im Dezember kehrte die Gesandtschaft mit vielen Gegengeschenken nach Rußland zurück.

Im Jahre 1596 ging es in Hungarn noch blutiger zu, als in dem verflossenen. Zahlreich zogen Böhmische Krieger nach diesem Lande. Da der Graf von Palfy mit einigem Hungarschen Kriegsvolk einen Streif unternahm; schlug sich der Böhmische Ritter Wilhelm Treczka von Lippy mit 1000 Reutern zu ihm. Und in mehrern Gefechten entrissen die zwey edlen Waffenbrüder an der Spitze ihrer Hungarn und Böhmen dem oft mehr als dreymal überlegenen Feind den Sieg. Als hierauf der Oberfeldherr des Christlichen Heeres, Erzherzog Maximilian, die Festung Hatwan belagerte, that sich eben dieser Böhmische Held Treczka, ausserordentlich hervor. Bey dem Hauptsturm erstieg er an der Spitze von tausend Böhmen der Erste den Wall; und bahnte dadurch den Christen den Weg in die Festung. Aber, es thut mir leid, daß ich es ihnen sagen muß, meine Lieben! hier vergaßen einige unter den Siegern, daß sie Christen, ja daß sie Menschen wären. Dieses thaten vor andern die Wallonen. Man giebt diesen Nahmen jenen Inwohnern der Niederlande, die sich der französischen Sprache fast ausschließlich bedienen; denn in andern Gegenden der Niederlande ist unter dem

Vol-

Volke die Flammländische im Schwunge, eine Abart der Deutschen. Diese Wallonen nun, die sich damals häufig in fremde Dienste anwerben ließen, und deren viele, zum Theil von den Böhmischen Ständen besoldet, im Heere vor Hatwan waren, schändeten den Sieg der Christen durch empörende Grausamkeiten. So wie sie in die Stadt eingedrungen waren, mordeten sie auch die Wehrlosen, selbst Kinder in der Wiege; ja sie zogen manchem noch Lebenden die Haut herab, und schnitten sich Riemen und Gürtel daraus.

Man wollte bemerkt haben, daß gleichsam zur Strafe dieser Unmenschlichkeit, das Kriegsglück die Christen nun verlassen habe. Der Großsultan Mohamed III. ging mit 200000 Mann auf die Festung Erlau los. Der Erzherzog verstärkte die Besatzung mit einiger Mannschaft unter zwey Obersten, die beyde Böhmen waren: dem schon erwähnten Trczka, und Johann von Wchinsky. Man wehrte sich tapfer. Aber itzt waren von 4500 Soldaten nur 460 übrig; und die beyden Obersten wurden krank. Nun faßten die Soldaten den Entschluß, die Festung zu übergeben. Umsonst ließen sich die kranken Obersten zu ihnen tragen, um ihnen Muth einzusprechen,

und sie mit der Hofnung des nahen Entsatzes, den der Erzherzog schriftlich versprochen hätte, zu trösten. Ohne Wissen ihrer Befehlshaber öffneten sie dem Feind, gegen die Versicherung des freyen Abzugs, die Thore. Aber die Türken hielten ihr Wort nicht; sie hieben Alles nieder, indem sie immer: Hatwan! riefen. Sie wollten dadurch zu verstehen geben, daß sie den Christen ihre dort verübten Grausamkeiten, dadurch vergelten wollten. Was geschah aber mit den beyden kranken Obersten, Trczka und Wchinsky? werden sie fragen, meine Besten! Die Türken wusten, daß die tapfere Gegenwehr der Besatzung, die ihnen so viele Leute gekostet, den beyden Befehlshabern zuzuschreiben war; vermuthlich haben sie also diese vor andern ihrer Rache aufgeopfert? Edelmuth und erfüllte Pflicht flößt selbst den Barbaren Achtung ein: Trczka und Wchinsky wurden mitten im Gemetzel verschont. Ja! der Bassa, oder der Befehlshaber der Türken, besuchte unsere kranken Helden, und versicherte sie noch der besondern Gunst seines Großsultans, wenn sie sich zu der Religion der Türken bekennen wollten. Aber Männern, die ihrer Pflicht als Krieger so treu waren, muste der bloße Gedanke

ke

ke, ihrem Gott ungetreu zu werden, Abscheu erwecken. Sie wiesen den Antrag des Bassa mit Verachtung ab, und erklärten ihm freymüthig: daß den Türken die Thore der Festung nie wären geöffnet worden; wenn die Krankheit sie beyde nicht ausser Stand gesetzt hätte, der Pflicht der Befehlshaber nachzukommen. Da es indessen damals allgemeine Sitte der Türken war, die Gefangenen, besonders die Vornehmen, hart zu behandeln, um so eher ein starkes Lösegeld von ihnen zu erpressen; so wurden beyde Helden in Ketten nach Belgrad gebracht, und dort bey Wasser und Brod in einen Thurm gesperrt. Hier starb der schwer verwundete Trczka; und der Türkische Bassa ehrte den Böhmischen Helden nach dem Tode, indem er seine Leiche selbst zum Grabe begleitete. Wchinsky gelangte wieder zu seiner Freyheit. Sein Geschlecht blühet noch in unserm Vaterlande, unter dem veränderten Nahmen: Kinsky.

XXXIV.

Mehr von Böhmens Helden. Friede mit den Türken.

Lassen Sie uns diesmal, meine Besten! die übrigen wichtigern Vorfälle des Türkenkrieges nachholen. Auf gräßlich blutenden Feldern, werden sie Lorber für die Helden unserer Nazion hervorsproßen sehen. Erzherzog Maximilian, der Erlau nicht hatte retten können, weil die Besatzung den Muth nicht hatte, der ihre kranken Befehlshaber beseelte, näherte sich itzt dieser Festung, bey welcher der Großsultan mit seinen 300000 Mann stund. Maximilian hatte höchstens 40000, und wagte doch eine Schlacht; die sich auch Anfangs für das Christliche Heer recht gut anließ. Albrecht Pietipesky, ein Böhmischer Oberster, brach mit tausend Kriegern seiner Nazion durch die dichtesten feindlichen Reihen, und drang bis zu dem Zelte des Großsultans. Hier saß derselbe auf einem Sopha, und sah der Schlacht zu. Die nahe Gefahr zwang ihn

zur

zur schleunigen Flucht, zu der er beynahe sein ganzes Heer mit fortrieß. Itzt hatten die Christen den Sieg, so zu sagen, schon in Händen. Denn er hätte ihnen nicht entgehen können; wenn sie in guter Ordnung dem Obersten Pietipesky nachgerückt wären, und seine braven, aber nicht zahlreichen, Böhmen unterstützt hätten. Das war auch die Meinung des Erzherzogs, der, um aller Unordnung vorzubeugen, alles Plündern im feindlichen Lager verbothen hatte. Aber die Begierde nach Beute machte des Verbothes vergessen. Mit Auflösung aller Ordnung zerstreuten sie sich durch das ganze Lager, um zu plündern. Mittlerweile hatte die Leibwache des Großsultans, die nur aus 500 Mann bestund, und von dem übrigen Heere verlassen, und völlig getrennt war, in ihrer Verlegenheit das ganze schwere Geschütz auf einmal abgefeuert. Das schreckte die Plündernden so sehr, daß sie auf einmal in der unordentlichsten Flucht aus dem Lager zurückeilten, und den tapfern Pietipesky mit seinen Böhmen im Stich ließen; denen ein Türkischer Bassa, der die Fliehenden verfolgte, den Rückweg abschnitt: und da indessen die ganze übrige feindliche Macht zurückkehrte, wurden diese braven Leute von

allen

allen Seiten umrungen. Sie wehrten sich wie die Löwen; aber bey der ungeheuern Ueberlegenheit der Feinde, fielen sie endlich alle unter den feindlichen Säbeln, und nahmen den Ruhm mit in die andre Welt, daß sie die Ehre der Christlichen Waffen an diesem Tage allein gerettet haben. Ich muß ihnen die Edlen Böhmens doch auch nennen, die bey dieser Gelegenheit ihre Mitbürger erst zum Siege führten, dann mit ihnen eines ruhmvollen Todes starben. Es waren die beyden Obersten: Albrecht von Pietipesky, und Wenzel von Lobkowicz; dann von den untern Befehlshabern: Hynko von Bukowe, Zdenko von Kaplirz, Ulrich von Rziczan, Zdenko von Zaruba, Johann Borzek von Dohalsky, Karl von Horateczky, David von Schleinitz, Albrecht von Mitrowsky, Heinrich von Tuczap. Diese Schlacht bey Erlau, oder bey Kereßtes, wie man sie auch nennt, die am 26ten Oktober vorfiel, hat sonst das Eigene: daß ein jeder sich für geschlagen, und für den Sieger hielt; und am Ende war es eigentlich keiner.

Eben diesen schönen Tod für seinen Kaiser, und die Sache der ganzen Christenheit, starb im folgenden Feldzuge, 1597 ein ande-

rer Held aus Böhmens Adel, von dem ihnen einige Nachrichten gewiß Vergnügen machen werden. Es war der Reichsbaron Johann von Pernstein, aus einem uralten nun ausgestorbenen Böhmischen Geschlechte. Durst nach Heldenruhm führte ihn früh nach den Niederlanden zu dem Spanischen Heere, als es eben einer der größten Feldherren, Herzog Alexander von Parma, befehligte. Da er aus einer so vortreflichen Schule kam; vertraute man ihm bey dem Heere in Hungarn die Stelle eines Feldzeugmeisters. So nannte man damals den General, der das schwere Geschütz unter sich hatte, und die Belagerungen leitete. Pernstein übertraf bey jeder Gelegenheit die Hofnung des obersten Feldherrn. In diesem Jahre sollte er die Festung Dotis wegnehmen. Eine in den niederländischen Kriegen erfundene Maschine in der Gestalt eines abgekürzten Kegels, die man, mit Pulver gefüllt, an die Thore befestigte, um sie zu sprengen, lernten die Türken durch ihn hier das erstemal kennen. So wie die Petarde — der Nahme dieser Maschine — ihre Wirkung gethan; drang er mit einiger entschlossenen Mannschaft in die Festung. Hierauf unternahm der Erzherzog die Belagerung von

Raab;

Raab; und Pernstein leitete den Angriff so geschickt, daß man der Eroberung nahe war, als eine Stuckkugel dem Böhmischen Helden das Leben nahm, den vorzüglich die Hungarschen Soldaten, wie einen Vater geliebt, und beweinet haben.

Seit dieser Zeit ward der Türkenkrieg weniger lebhaft geführet. Raab, dessen Belagerung nach Pernsteins Tod aufgehoben worden, ward zwar im folgenden Jahre von dem Grafen von Schwarzenberg, unvermuthet überrumpelt: aber dafür muste der Erzherzog Mathias vor Ofen unverrichteter Sachen wieder abziehen; so wie den Christen auch der Angriff auf Stuhlweissenburg im Jahre 1599 mißlang, in welchem auch das Türkische Heer das Land ungehindert verwüstete. Im J. 1600 hinderten die Meutereyen der Christlichen Soldaten, eine Folge des ausgebliebenen Solds, jeden guten Erfolg, und die Festung Kanischa ergab sich an die Türken. Im J. 1601 spielte zwar in Siebenbürgen, das der Fürst Sigmund Bathory mit seltsamen Wankelmuth an den Kaiser bald abtrat, bald zurücknahm, der Kaiserliche Feldherr Georg Basta den Meister: aber die Ausschweifungen seiner unbesoldeten Krieger, und seine

Stren-

Strenge erregten einen Aufruhr; und dieser lieferte das Land in Türkische Hände. Indessen litt Erzherzog Ferdinand, der Sohn Karls von der Steyermärkischen Linie, da er Kanischa wegnehmen wollte, einen großen Verlust. Stuhlweissenburg, das die Christen indessen erobert haben, verloren sie 1602 wieder: doch bezwang der Feldherr Roßwurm in eben dem Jahre Pest, und im folgenden, nach einem Sieg bey Ofen, auch Hatwan. Der Kaiser bekam an Stephan Bocskay, der durch die Türken Fürst von Siebenbürgen ward, einen Feind mehr; der auch, da ihm Basta nicht gewachsen war, bis in Mähren streifte. Erzherzog Mathias schloß mit ihm einen Stillstand, was, nachdem die Türken im J. 1605 noch Gran erobert hatten, auch mit denselben im J. 1607 den zwanzigjährigen Stillstand, dem zu Folge der Türkische Kaiser Rudolfen als Vater zu ehren versprach, nach sich zog. Persien, das durch eine nach Prag schon 1600 abgeordnete Gesandtschaft, sich zum gemeinschaftlichen Kriege wider die Türken angebothen, hat diese Barbaren geschmeidiger gemacht.

XXXV.

Die Unzufriedenheit der Unkatholischen mit Rudolfen nimmt zu.

An dem, bey allen schönen einzelnen Thaten, im Ganzen doch nicht glücklichen Lauf des Türkenkrieges, war Rudolf, meine Besten! zum Theil mit Schuld. Er sah mehr nach den Sternen, als in die Berichte seiner Feldherren. Daher kam es, daß er beynahe den ganzen Krieg durch die Bedürfnisse seiner Heere gar nicht kannte, und ihnen folglich nicht abhalf. Der Soldat, der oft mehrere Monate keinen Sold bekam, weigerte sich zu gehorchen, entlief seinen Befehlshabern oft im entscheidenden Augenblick, und beförderte durch Verrätherenen die Fortschritte der Türken mehr als einmal.

Hiezu kamen noch die Gährungen sowohl im Deutschen Reiche, als in Rudolfs Erbländern, die eigentlich in der Verschiedenheit der Religion ihren Grund hatten. Daß Rudolf als Kaiser die Protestanten in Deutschland

land dem Religionsfrieden zuwider gedrückt habe, kann man nicht sagen. Aber, da er nicht zugeben wollte, daß in den bisher Katholischen Reichsstädten Aachen, und Köln, Protestantischer Gottesdienst eingeführt würde; da er es geschehen ließ, daß den Kurfürsten und Erzbischof Gebhard, der von der Katholischen Religion abgefallen war, und geheurathet hatte, der wider ihn gewählte Prinz Ernst von Bayern aus dem Kölner Erzstift, und Kurfürstenthum verdrungen hát; da er die Wahl eines Katholischen Bischofs zu Straßburg wider einen Protestanten zu begünstigen schien; da er in so manchen andern Fällen, was bey einem in der Katholischen Religion erzogenen Fürsten eben nicht auffallend war, den Katholiken eher beylegte; verlor er nach und nach jene Zuneigung der Protestanten, die seine beyden Vorfahren doch noch besessen hatten. Sie leisteten also die Türkenhülfe nur sparsam, und versagten sie am Ende gänzlich.

Aber auch unsere Böhmen strengten sich die letztern Jahre des Krieges viel weniger an. Ein großer Theil von ihnen war nicht Katholisch, und glaubte je länger, je mehr Ursache zu haben, über den Kaiser zu klagen.

Denn

Denn er hatte sich von jenen Günstlingen, denen er itzt noch den Zutritt gestattete, zu einigen Schritten verleiten lassen, die vom Verfolgungsgeiste zeigten. Hieher muß man die erneuerten Verordnungen wider die Böhmischen-Brüder oder die Pikarden, rechnen; hieher die wiederholten Befehle, die von ihnen seit einer geraumen Zeit ohnehin nur mit der äußersten Behutsamkeit und ingeheim besuchten Zbory ganz zu sperren. Auch vertrieb man unkatholische Prediger von verschiedenen Kirchen mit Gewalt, und stellte dafür Katholische Seelsorger an denselben an. Endlich schloß man von allen Ehrenämtern die Bekenner einer andern Religion, als der Katholischen oder Utraquistischen, aus. Schon durch dieses allein machte sich Rudolf alle Böhmischen Brüder von adelicher Geburt zu Feinden, deren, wie ich schon eher gesagt habe, nicht wenige waren. Noch hatte man zwar bis itzt die eigentlichen Utraquisten immer geschont, aber diese versprachen sich in die Länge doch auch nichts Gutes. Schon die Klagen ihrer Glaubensbrüder der Deutschen Protestanten über Rudolfen machten sie mißtrauisch auf ihn; und dieses Mißtrauen ward durch den Ruf vermehret, der sich eben ver-

brei-

breitet hatte: Erzherzog Ferdinand, nach seines Vaters Karls Tod das Haupt der Steyermärkischen Linie, hätte den Entwurf gemacht, jede von der Katholischen verschiedene Religion auszurotten, und zu diesem Entwurfe wollten alle Oesterreichsche Prinzen also auch der Kaiser die Hände biethen. Ferdinand zeigte bey allen Gelegenheiten so viel Eifer für die Katholische Religion, daß ihm so ein Entwurf wohl ähnlich sah. Und Rudolfen, glaubten sie, könnte man leicht zu allem verleiten; wenn man nur die wenigen Günstlinge gewänne, in deren Händen er seit einiger Zeit wäre. Unter diesen waren ihrer Meinung nach einige Geistliche, und auch verschiedene eifrigkatholiche Reichsbaronen, über deren Unduldsamkeit ihre nichtkatholischen Unterthanen schon lang geklagt hatten. Alle die hielten sie für ihre abgesagten Feinde; die den Kaiser, so wie die Böhmischen Brüder vertilgt seyn werden, schon auch zur Verfolgung der Utraquisten oder Evangelischen verleiten würden. Aber niemand hatte sich bey ihnen so verdächtig gemacht, als der damalige Erzbischof von Prag Zbynko aus dem Geschlechte der nun auch ausgestorbenen Reichsbaronen von Berka, welcher nach des Erzbischofs Mar-

tin Medek Tode, diese erste geistliche Würde des Königreichs erhalten hatte. Er hatte auf einer Versammlung der Geistlichkeit im J. 1605 die Annahme aller Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trident verordnet. Die Böhmischen Evangelischen sahen diesen Schritt schon darum für eine Kriegsankündigung an, weil die Deutschen nie von jenen Beschlüssen etwas hatten hören wollen. Alles das vermehrte den Haß der unkatholischen Grossen wider Rudolfen. Sie äusserten ihn durch versagte Unterstützungen wider die Türken, und zwangen den Kaiser zu einem Frieden, der einen sehr großen Theil Hungarns in Türkischen Händen ließ. Rudolf würde sich manche Kränkung erspart haben; wenn seine mißvergnügten Unterthanen bey ihm selbst Gehör und Abhülfe gefunden hätten. Kurz: wenn er sich thätiger in seinen Herrscherpflichten erwiesen hätte.

XXXVI.

Hiezu kömmt die der Prinzen des Kaiserhauses.

Sie haben gehört, meine Besten! daß Rudolfs Unthätigkeit die Unzufriedenheit seiner Unterthanen wenigstens genährt hat; itzt muß ich ihnen sagen, daß sie auch das Mißfallen seiner nächsten Anverwandten, der übrigen Prinzen des Kaiserlichen Hauses erweckt habe. Doch damit ihnen in der Folge alles deutlicher werde; muß ich hier einige Nachrichten von den Prinzen einschalten, aus denen dieses Haus damals bestund.

Der Kaiser selbst hatte keine Kinder; weil unter seine Grillen auch die Abneigung von der Ehe gehörte. Es war ihm die Tochter König Philipps II. Klara Isabella Eugenia zur Gemahlinn bestimmt, um so die Freundschaft mit dem Spanischen Hause Oesterreich enger zu knüpfen; aber er achtete weder diesen Vortheil, noch den Unwillen seiner Kaiserlichen Mutter, und blieb immer ledig. Da

sein

sein nächster Bruder Ernest, als Statthalter der Spanischen Niederlande schon im J. 1595 unverehligt gestorben war, so bestund die Hauptlinie des Deutschen Hauses Oesterreich nebst dem Kaiser nur noch aus seinen drey Brüdern, Mathias, Maximilian, und Albrecht: indem Maximilian, als Hoch- und Deuschmeister unverehligt war, Mathias und Albrecht aber auch ohne Kinder waren; obschon der Letzte die einst dem Kaiser selbst bestimmte Isabella zur Gemahlinn hatte. Von der Tyrolschen Linie, war, seit dem im J. 1595 ihr Stifter Ferdinand gestorben, nur dessen Sohn Karl übrig. Das Haupt der Steyermärkischen Linie war, seit dem Tode des Stifters Erzherzog Karls im J. 1590, Ferdinand, der schon einen kleinen Sohn Johann Karl; und auch drey erwachsene Brüder hatte: Maximilian Ernesten, Leopolden, und Karl Josephen. Alle diese Prinzen musten die Länder, die Rudolf besaß, als die gemeinschaftliche Erbschaft ihres Hauses ansehen, zu der ein jeder aus ihnen einst gelangen könnte; sie konnten also nicht gleichgültig bleiben, wenn sie durch Rudolfs Sorglosigkeit immer mehr in Verfall geriethen. Diesem vorzubeugen, gingen einige aus ihnen im J. 1606 eine

Ver-

Verbindung unter sich ein, der zu Folge sie den Kaiser bitten wollten: die Regierung seiner Erbländer, die ihm ohnehin zur Last zu seyn scheine, dem Erzherzog Mathias, als dem nächsten Erben, zu überlassen.

Diesem Mathias war Rudolf nie gut gewesen. Er hatte freylich ihn und alle Prinzen des Oesterreichischen Hauses dadurch beleidigt, daß er die Empörung der Niederländer wider einen Oesterreichischen König, Philipp II. von Spanien, gut zu heißen schien. Denn er ging im J. 1577 nach diesen Provinzen, und ließ sich von ihren Ständen, gleichsam dem rechtmäßigen König zum Trotz, zum Statthalter ernennen. Ueberhaupt verrieth er immer eine unruhige Begierde zu herrschen; die wohl auch Rudolfs Verdacht erweckt haben mag, daß er mit Ungeduld auf seinen Tod warte, und ihn vielleicht gar wünsche. Um so mehrere Beweise seiner Abneigung gab ihm also auch Rudolf. Er hatte ihm freylich den Oberbefehl des Heeres wider die Türken, so wie die Statthalterschaft in Hungarn und Oesterreich anvertrauet: aber dieses geschah erst, nachdem er mehrere Jahre zu Linz in einer Art Verbannung hatte leben müssen; und beydes wurde ihm von seinem Kaiserlichen Bruder

durch versagte Unterstützungen schwer gemacht, und durch vielfachen Tadel verbittert.

Nun glaubte Rudolf, es wäre die Zeit da, seinem Bruder Mathias seine ganze Abneigung fühlen zu lassen, welche dieser dadurch noch mehr verdient hätte; weil er an der Spitze einer Verbindung stund, die ihm, dem Kaiser, die Niederlegung der Regierung zugemuthet hat. Das, was Mathias dadurch schon itzt werden wollte, regierender Herr; das sollte er nun auch nach des Kaisers Tod nicht werden. Ein anderer Prinz sollte nach Rudolfen die Länder erben, und den Kaiserthron besteigen. Die Kinderlosigkeit seiner drey Brüder konnte dem Kaiser zum Vorwand dienen, sie alle drey zu übergehen. Karln von der Tyrolschen Linie wurde sein Erbrecht streitig gemacht, weil seine Mutter nicht vom Fürstlichen Blute, sondern nur die Tochter eines Patriziers zu Augsburg, Nahmens Philippine Welser, war: weßwegen man auch diesen Prinzen nicht wie die Uebrigen einen Erzherzog von Oesterreich, sondern nur einen Markgrafen von Burgau nannte; welches Schwäbische Ländchen man ihm von seines Vaters Besitzungen allein gelassen hatte. Nun kam also die Reihe an die Steyermärkische

Li-

Linie, von deren Haupte Ferdinanden, so wie er bereits einen Sohn hatte, man sich auch die Fortpflanzung des Hauses versprach. Und diesem Prinzen schien Rudolf die Erbfolge zuschanzen zu wollen; und um ihm auch den Weg zum Kaiserthron zu bahnen, ernannte er ihn zum Prinzipalkommissarius, das ist: zu seinem Stellvertreter auf dem Reichstage. Der Kaiser glaubte auf diese Weise die Steyermärkische Linie für sich zu gewinnen, und so in den wider ihn geschlossenen Bund seiner Brüder und Vätter einen Bruch zu machen, wenigstens zwischen den Verbündeten Mißtrauen zu erregen. Niemand war dabey mehr betroffen, als Erzherzog Mathias. Es muste ihm für sein näheres Erbrecht bange seyn. Sollte Ferdinand mit dem Antrag des Kaisers einverstanden gewesen seyn; würde er ihm wohl den Rang haben ablaufen können. Dieser Prinz besaß Steyermark, Kärnthen, und Krain; hatte als Eigenthümer des Erbgeneralats in Kroazien eine nicht unbeträchtliche Kriegsmacht zu Gebothe; war des Beystandes des mächtigen benachbarten Herzogs von Bayern sicher, mit dem er erzogen worden, und dessen Schwager er war; und konnte auch immer eher auf die Unterstützung des ältern Hauses

Oesterreich in Spanien, welches Mathias beleidigt hatte, rechnen. Wir werden das nächstemal hören, welche Vorkehrungen Mathias getroffen habe, um sich der Thronfolge im voraus zu versichern.

XXXVII.

Förmlicher Bruch zwischen dem Kaiser, und seinem Bruder Mathias.

Nebst der Furcht um seine Erbschaft zu kommen, spornte den ohnehin herrschsüchtigen Mathias auch eine besondere Erbitterung wider seinen Kaiserlichen Bruder. Diese rührte von einer Schrift her, welche die Gesandten des Kaisers den Kurfürsten mittheilen musten, und die Vorwürfe enthielt, deren mehrere Mathias durch sein bisheriges Betragen verdient hatte; andere aber um so ungegründeter waren. So ward die Schuld des Unglücks im Türkenkriege dem Erzherzog beygemessen, und der von ihm vermittelte Friede schändlich genannt. Und hier, meine Lieben! vergaß Rudolf ganz seiner Würde. Man ent-

entehret immer nur sich, wenn man Vorwürfe andern macht, die man selbst verdienet. Nicht Mathias, so wie keiner der Feldherren, war an dem Unglücke der Christlichen Waffen Schuld, sondern Rudolfs Sorglosigkeit; und bey dem schlechten Fortgange des Krieges, war der Friede nothwendig, und wer ihn vermittelte, verdiente Dank der geretteten Länder. Auch schadete sich Rudolf durch diese Uebereilung gar sehr. In Hungarn, wo man die Lage der Sachen genau kennen muste, ward man über ihn aufgebrachter, und seinem Bruder um so geneigter; was dessen Absichten befördern muste.

Mathias hatte schon lange die Stimmung der Stände der Erbländer beobachtet; und bemerket, daß sie fast allgemein mit der Regierung des Kaisers nicht zufrieden waren. Das machte ihm bey seinem gewaltsamen Vorhaben schon ein gutes Spiel. Er wagte es fürs erste, die Hungarschen, und Oesterreichschen nach Preßburg in Hungarn zusammen zu beruffen; und überredete sie zu einem Bunde, dessen Gegenstand war, sich unter einander bey dem Genuße des wiederhergestellten Friedens mit den Türken zu schützen, wenn ihn jemand stören wollte. Also einen

Frie-

den zu handhaben, der ihrem König so wenig recht war, daß er ihn öffentlich schändlich genannt hat. Nicht nur dadurch gekränkt, sondern durch eine Zusammenberuffung der Stände überhaupt, was eigentlich nur dem Könige zusteht, beleidigt; befahl also Rudolf, die Preßburger Verbindung sogleich wieder aufzuheben. Anstatt dessen, erfolgte der Beytritt der Mährer zu derselben. In diesem Lande hatten die Ausschweifungen einiger Kriegsleute im Sold des Kaisers das Mißvergnügen vermehret: und Rudolf hatte unter den dortigen Landesständen einen um so gefährlichern Feind; weil er mit Geburt und Reichthum Talente und Kenntnisse verband. Es war Karl von Zierotin, sonst durch Edelmuth und Gelehrsamkeit eine wahre Zierde des Mährischen Adels; aber als ein eifriger Böhmischer Bruder durch Rudolfs Verordnungen von allen Ehrenämtern, auf die er sonst die gegründetesten Ansprüche gehabt hätte, ausgeschlossen, und dadurch gekränkt, wandte er nun alles an, um seine Landsleute für Mathias zu gewinnen. Es gelang ihm, und die Mährer versprachen mit den Hungarn und Oesterreichern gemeine Sache zu machen.

Itzt

Itzt glaubte sich Mathias stark genug etwas zu unternehmen. Ohne auf die Anträge zu hören, die ihm sein Kaiserlicher Bruder durch den Kardinal Ditrichstein, Bischoffen zu Olmütz, zur Aussöhnung machen ließ; foderte er den Oesterreichern die Huldigung ab. Sie leisteten sie; weil die Protestantischen Grossen in diesem Lande, als die mächtigern, über einige Befehle Rudolfs, die Religion betreffend, aufgebracht, die Absicht des Mathias, seinem Bruder die Regierung zu entreissen, wusten, und befördern wollten. Darauf machte er auch den ersten Versuch, die Böhmen ebenfalls auf seine Seite zu bringen. Er sagte in einem Schreiben an die Stände: er hätte dem Verderben der Länder nicht mehr zusehen können; diesem abzuhelfen, hätten sich die Hungarn, die Oesterreicher, und die Mährer mit ihm bereits verbunden. Um auch die Böhmen von seinen guten Absichten zu überzeugen, lade er sie zu einer Zusammentretung in der Stadt Czaslau ein, wo er den 4ten May selbst eintreffen würde. Ich muß ihnen hier sagen, meine Besten! daß Rudolf unter den Böhmen doch noch die meisten Freunde hatte. Nur wenige Grosse wünschten die Regierung in den Händen des Mathias

thias zu sehen; weil sie von ihm für die Religionsfreyheit weniger befürchteten. Mit den Häuptern dieser Parthey muß ich sie vorläufig bekannt machen; denn wir werden in der Folge von ihnen sehr viel reden müssen. Wenzel von Budowa, und Heinrich Mathias Graf von Thurn waren die angesehensten. Der letzte war ein Ankömmling in Böhmen, wo sein Vater Güter erheurathet hatte; sein Eifer, den er für die Evangelische Religion, der er zugethan war, bey jeder Gelegenheit an Tag legte, empfahl ihn besonders allen Utraquisten. Wenn aber Thurn von Rudolfen abgeneigt war, weil er Religionsdruck von ihm befürchtete; so haßte ihn Budowa gar, weil er als ein eifriger Böhmischer Bruder diesen Druck wirklich fühlte. Auf der andern Seite schienen besonders die Katholischen Grossen nicht ungeneigt zu seyn, ihren gekränkten König selbst mit den Waffen zu schützen. Mathias wuste das, und suchte sie durch angebothene Unterhandlungen einzuschläfern. Wirklich hoften sie, zu Czaslau alles in der Güte beyzulegen; versäumten in dieser Hofnung sich bey Zeiten zu rüsten, und waren dann weniger im Stande, den Zu-

muthungen des Mathias, mit dem ihre Protestantischen Mitstände verstanden waren, Troß zu biethen. Doch hievon nächstens:

XXXVIII.

Rudolf tritt dem Mathias ausser Böhmen alles ab: ertheilt den Böhmen den Majestätsbrief.

Mathias, der nun nichts Geringeres vor hatte, als seinen Bruder für das, daß er ihn um die Thronfolge bringen wollte, noch bey Lebzeiten von seinen zwey Königsthronen zu stürzen, verlor keine Zeit. Mit seinem in Hungarn, und Oesterreich durch den Vorschub der Stände dieser Länder geworbenen Heere rückte er in Mähren, und durch die Mährer verstärkt, eilte er von da nach Böhmen. Umsonst hatte Rudolf in seiner Verlegenheit die Stände des Deutschen Reichs um Beystand angesprochen. Von einigen bekam er anstatt der Hülfsvölker den Rath: sich mit seinem Bruder zu vergleichen. Nun wandte er sich an die Böhmen. Die Katholischen Grossen rüsteten

stseten sich zu seinem Schutze; aber die Protestanten, von Budowa verleitet, verlangten eher die Bewilligung gewisser Artikel von Ihm. Die wichtigsten betrafen die Sicherstellung und Erweiterung der Religionsfreyheit. Der Kaiser ließ sie diese auf dem nächsten Landtage hoffen; versprach ihnen aber ausdrücklich, was sie zugleich verlangt hatten: nur gebornen Böhmen Landesämter zu ertheilen, und in Angelegenheiten des Königreichs nur Böhmen zu Rath zu ziehen. Beydes schien sie zu beruhigen, und zur Hülfe bereit zu machen. Indessen glaubte man der Nothwendigkeit derselben durch einen Vergleich mit Mathias vorzukommen, den Budowa, und Thurn vorzüglich betrieben, Mathias aber dadurch erschwerte, daß er auf der Abtretung aller Länder, also auch Böhmens bestund; weil der Kaiser ohnehin kränklich wäre. Nun rückte der Erzherzog mit seinem Heere wirklich gegen Prag: und die Böhmen, insbesondere die Prager, ergriffen zum Schutze ihres Königs die Waffen. Aber die Anhänger des Erzherzogs unter den Protestantischen Böhmen wusten alles in Bewegung zu setzen, daß der Vergleich doch noch zu Stande kam. Rudolf trat seinem Bruder Hungarn, Oesterreich,

und

und Mähren sogleich ab; behielt nur Böhmen und versicherte ihm in diesem Königreiche die Nachfolge, indem er ihm den Titel: designirter König gab, was eben so viel sagen will, als für die Zukunft Ernannter.

Dem eifrigkatholischen Kaiser war bange, daß die Protestantischen Grossen die Vortheile für ihre Religion, die er sie hatte hoffen lassen, auf dem nächsten Landtage wirklich fodern würden. Er schob diesen also immer weiter hinaus, um ihren Zudringlichkeiten so lang als möglich auszuweichen. Derselbe ging endlich doch am 25ten May 1609 vor sich; und die Utraquistische Ritterschaft erschien sehr zahlreich, um den Kaiser furchtsam zu machen. Dennoch schlug er die unumschränkte Religionsfreyheit rund ab. Drey eifrigkatholische Reichsbaronen: Zdenko Popel von Lobkowitz, Wilhelm von Slawata, und Jaroslaw von Martinitz hatten ihm vorzüglich Muth eingesprochen. Aber die abgewiesenen unkatholischen Stände ließen es dabey nicht bewenden: troß des Verboths hielten sie Versammlungen; wählten zur Besorgung ihrer Anliegenheiten dreyßig Direktoren, zehn Herren, zehn Ritter, und zehn Bürger; ernannten drey Feldherren, den schon erwähnten

ten Grafen Thurn, Leonarden von Fels, und Johann von Bubna, und trugen ihnen auf, Soldaten zu werben; indem sie zugleich dem Kaiser schriftlich erklärten: sie sähen sich zur Sicherheit des Landes gezwungen, eine Ständische Kriegsmacht zu errichten, das ist: ein Kriegsheer, dem eigentlich der König nichts zu befehlen hätte, sondern das ganz von den Ständen abhienge. Und für dieses fingen die Werbungen sogleich an. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß man wohl sah, daß die Sache der Stände und der Utraquistischen Religion unter dem Volke ungleich mehr Freunde habe, als die des Königs und der Katholischen. Man sah zugleich, daß die Stände wohl mächtig genug wären, das mit den Waffen zu erzwingen, was ihnen der König nicht gutwillig einräumen würde. Aber selbst die Furcht eines bürgerlichen Krieges schien Rudolfs Standhaftigkeit nicht zu erschüttern. Denn so friedliebend dieser Fürst war, so eifrigkatholisch war er auch; und was noch mehr ist, er war in Spanien erzogen, wo man Verfolgungen anderer Religionen für ein gottgefälliges Werk hielt, und unter den Augen eines Philipps II., der den Grundsatz hatte: ein Katholischer Regent müsse lieber Land und

Leu=

Leute aufopfern, als eine andere Religion dulden. Kein Wunder, wenn er also von unbeschränkter Religionsfreyheit noch immer nichts wissen wollte. Aber zwey Männer vorzüglich brachten ihn endlich auf andere Gedanken. Der Spanische Gesandte Zuniga, und der Prager Erzbischof Karl von Lamberg, der diese Würde nach Zbynko Berka bekleidete. Ihnen hat es Böhmen zu danken, einem erzkatholischen Spanier, und dem Oberhaupte der Katholischen Geistlichkeit, daß wegen der Religion noch itzt kein Böhmisches Blut floß.

Auf ihren Rath fertigte Rudolf den 5. Julius 1609 den Majestätsbrief aus, von dem so viel gesprochen und geschrieben wird. Was er enthält, fragen sie, meine Besten? Freye Religiosübung für alle Bekenner der Böhmischen Konfession — sie wissen wohl noch, daß auch die Böhmischen Brüder sie einst dem Kaiser Maximilian mit überreicht haben; folglich ward nebst den Utraquisten oder Evangelischen, auch ihnen die Religionsfreyheit eingeräumt, die ihnen Rudolf durch mehrere Verordnungen genommen hatte, welche zugleich für ungültig erklärt wurden. Dann ward das sogenannte untere Konsistorium für die nichtkatholische Geistlichkeit wieder hergestellt; die

Ka-

Karolinische Universität wieder ganz den Utraquisten überlassen. Die Erlaubniß, Kirchen zu bauen, erhielten zugleich die drey Stände, das ist: die Herren, die Ritter, und, nur die königlichen Städte. Endlich gab es Rudolf zu: daß die Unkatholischen dreyßig Defensoren, oder Glaubensbeschützer wählten, die aber vom König bestättigt werden müßten. Der Majestätsbrief verboth zugleich alle wechselseitige Kränkungen der Religion wegen unter scharfer Strafe. Dem zu Folge errichteten die Stände beyder Partheyen eine sogenannte Amnestie, oder einen Friedensvertrag, den aber zwey Katholische Reichsbaronen, Slawata und Martinitz, durchaus nicht unterschreiben wollten; was den Haß der Unkatholischen wider sie ganz natürlich vermehrte. Sonst muß man gestehen, daß dieser Majestätsbrief durch bewafnete Drohungen erzwungen worden; folglich eine so sichere Schutzwehre für die Unkatholischen nicht war, als sie glauben mochten.

XXXIX.

Aussöhnung Rudolfs mit Mathias bloß zum Scheine.

Sollte man es wohl glauben, daß das, was Rudolf so ungern, und nur durch die äusserste Noth gezwungen, gethan hatte, ihm Vorwürfe zuziehen würde? und doch geschah es, meine Besten! Und wer, glauben sie wohl, legte es ihm übel aus, daß er den Böhmischen Evangelischen Ständen, das was sie, beynahe mit den Waffen in der Hand, verlangten, bewilligt hat? Errathen werden sie es kaum — sein Bruder Mathias. Durch Rudolfs Nachgiebigkeit, behauptete er, würden die Stände noch frecher werden, und den folgenden Königen noch mehr abtrotzen wollen. Ja! die Stände in Hungarn und Oesterreich, die auch guten Theils Protestantisch wären, würden bald den Böhmischen nachahmen. So sehr sich das hören ließe, so war doch daran Mathias selbst am meisten Schuld; denn nur er hatte des Kaisers Macht und Anse-

hen

hen herabgesetzt. Das antwortete auch Rudolf mit gutem Grunde auf des Mathias Vorwürfe.

Sie müssen schon aus diesen wechselseitigen Bitterkeiten schließen, daß die Eintracht der beyden Brüder auf schwachen Füssen stund; so wie sie es eben nicht befremden wird, daß Rudolf sowohl den Verlust so vieler Länder bereuet, als die Kränkung, die er dabey erlitten, lebhaft gefühlt habe. Das brachte ihn bald wieder auf den Gedanken: sich an Mathias, auf die einzige noch mögliche Art zu rächen; und ihn von der Nachfolge in Böhmen sowohl als in der Kaiserwürde auszuschließen. Er sah sich also schon wieder einen Thronfolger von der Steyermärkischen Linie aus. Aber für diesmal war es nicht mehr das Haupt derselben Ferdinand. Ich habe es ihnen schon gesagt: daß dieser Prinz noch drey Brüder gehabt, Maximilian Ernsten, Leopolden, und Karl Josephen. Der zweyte aus ihnen, der seit dem Jahre 1606 Bischof zu Passau, und seit 1607 auch Bischof zu Straßburg war, besaß die Zuneigung des Kaisers vor seinen übrigen Brüdern; und das war so bekannt, daß auch sein ältester Bruder Ferdinand durch ihn nachgesetzt zu

wer-

werden befürchtete. Dieser Prinz muste es viel lieber sehen, daß Mathias, so wie er die übrigen Länder schon besaß, also auch nach dem Kaiser Böhmen erbte. Denn so würde die Oesterreichsche Monarchie nicht zergliedert werden, die dann, da Mathias und dessen Brüder noch immer kinderlos waren, ganz an ihn fallen würde. Er nahm sich also vor, den König Mathias mit dem Kaiser auszusöhnen. Ging erst nach Wien, um den Erstern zur Nachgiebigkeit zu stimmen, und von da nach Prag. Hier waren bey dem Kaiser, sein Bruder Erzherzog Maximilian der Deutschmeister, und mehrere Kurfürsten, und Fürsten des Deutschen Reichs, die alle das gute Vernehmen zwischen den beyden Brüdern wieder hergestellt wünschten. Der Kaiser foderte Abbitte, und die Zurückstellung von Mähren und Oesterreich. Mathias ward von Ferdinanden dahin gebracht, daß er anstatt der letztern 100000 Gulden, und jährlich 2000 Eymer Wein dem Kaiser anboth, und zur Abbitte sich entschloß, welche die beyden Erzherzoge Maximilian und Ferdinand in seinem Nahmen leisten sollten. Der Kaiser war zufrieden; und ließ es auch nicht zu, daß die Erzherzoge, wie sie es wirklich wollten, die Abbitte knie-

end verrichteten. So sehr, glaubte er, müsse sich kein Erzherzog von Oesterreich vor dem Kaiser demüthigen.

Nun freute sich Alles der wieder hergestellten Eintracht; aber sie war es nur äusserlich. Im Herzen Rudolfs blieb der Groll wider Mathias; und auf Ferdinanden, weil er vorzüglich den Vergleich vermittelt hatte, warf er seinen Unwillen auch. Rache wider beyde, war nun des Kaisers Vorsatz; und um diese an beyden zugleich auszuüben, suchte er den Plan wieder hervor: Erzherzog Leopolden, den Bischof zu Passau und Straßburg, die Thronfolge in Böhmen zuzuschanzen, um auf diese Weise sowohl einen Mathias, als nach ihm Ferdinanden mit seiner Nachkommenschaft um das Königreich Böhmen zu bringen. An Rudolfs Beyspiel können sie sehen, meine Lieben! wie weit uns eine jede Leidenschaft führe, wenn wir uns ihr einmal überlassen haben. Rudolf konnte Leopolden nicht auf Böhmens Thron befördern, als durch eine Wahl der Stände: nun stritt aber eine jede Wahl in Böhmen mit dem Erbrechte, welches das Haus Oesterreich auf Böhmen hatte. Wenn also Rudolf einen Leopold, an den die Thronfolge erst nach des Kaisers, und

nach

nach seinen eigenen ältern Brüdern und ihrer Nachkommenschaft fallen konnte, schon itzt zum König wählen ließ; so untergrub er selbst die rechtmäßige Erbfolge, das ist: das Haupt des Hauses Oesterreich brachte das Haus Oesterreich selbst um ein Recht, dessen Behauptung demselben so vieles gekostet hatte. Er schien zu den Ständen gleichsam zu sagen: ihr seyd eben nicht schuldig, das zu halten, zu was ihr euch schon unter Karl IV. und dann mehrmal gegen meine Vorfahren, verbunden habt.

Zugleich mit den Rechten seines Hauses, schien Rudolf auch die Vortheile seiner Religion aufopfern zu wollen; wenn er sich nur an seinem Bruder und an Ferdinanden rächte. Er hatte zur Ausführung seines Entwurfes unter seinen Räthen zwey Gehülfen gewählt, die beyde Protestanten waren: Schmid sollte die Baronen Böhmens, und Khan die Fürsten Deutschlands dafür stimmen; denn auch Kaiser sollte Leopold nach ihm werden. Beyden sagte er: er befürchte sowohl von Mathias, den der Wiener Bischof Klesel ganz in Händen habe, als von Ferdinand, der in Steyermark Alles mit Gewalt Katholisch machen wolle, einst auch Ver-

folgungen der Protestanten in Böhmen. Erzherzog Leopold wäre zwar ein Bischof, aber doch viel duldsamer, als jene beyde; und folglich würden sich die Protestanten unter seiner Regierung besser befinden. Dann theilte er ihnen seinen Entwurf mit, den Protestanten ihre Religionsfreyheit noch mehr zu sichern. Er wollte einen neuen Orden, unter dem Nahmen: die Friedensritter; stiften, und denselben allen Evangelischen Königen und Fürsten, und auch einigen, freylich toleranten, Katholiken ertheilen. Diese Friedensritter sollten den Frieden unter den verschiedenen Christlichen Gemeinden dadurch handhaben; daß sie jeden, der nur an Christus glaubte, wider Verfolgung schützten, und eine allgemeine Gewissensfreyheit in allen Ländern zu erhalten, und selbst einzuführen trachteten. Durch diesen Orden würde auch sein Nachfolger von der Verfolgung der Unkatholischen abgehalten werden, wenn ihn böse Rathgeber je dazu verleiten wollten. So tolerant wurde auf einmal eben der Rudolf, der kurz bevor so schwer daran ging, den Majestätsbrief zu ertheilen. Nicht aus so edlen Beweggründen, aus welchen einst sein Vater, und Großvater tolerant,

rant, waren; sondern, wenn man das Kind bey seinem wahren Nahmen nennen will, aus Rachgier.

XL.

Einfall der Passauer in Böhmen.

Es ist doch auffallend, daß oft gerade das, was man für ein Mittel hält, einen Endzweck eher zu erreichen, uns auf immer darum bringt; und die Wahrheit dieser Bemerkung bestättigt auch Rudolfs Geschichte. Weil über Ferdinanden, und selbst über Mathias wegen seinem Betragen gegen Oesterreichs Protestantischen Adel Alles, was von dieser Religion war, schrie; versprach er sich die allgemeine Zuneigung der mächtigen Protestanten in Böhmen und Deutschland für Leopolden um so gewisser, wenn ihre Glaubensgenossen Schmid und Khan für dessen Toleranz bürgen, und von des Kaisers Gesinnungen und Absichten sie unterrichten würden. Aber noch etwas, glaubte er, müste man haben, um bey der Ausführung sicherer zu gehen: einige tau-

send

send Soldaten, die man dem König Mathias, und dem Erzherzog Ferdinand, wenn sie etwa ihr näheres Recht mit den Waffen behaupten wollten, entgegen setzen könnte; und gerade diese Soldaten machten, wie sie weiter hören werden, meine Besten! daß der ganze Entwurf zu Wasser wurde.

Erzherzog Leopold hatte schon eher einige tausend Mann in Deutschland angeworben. Weil er Bischof von Passau war, so nannte man sie nur die Passauer; und unter diesem Nahmen sind sie auch bey uns Böhmen eben nicht im gesegneten Andenken. Erst sollten sie dazu dienen, das Ansehen des Kaisers wider Mathias zu verfechten. Aber nach beyder Brüder Aussöhnung behielt sie Leopold doch noch bey; weil er vorgab, mit ihnen nach dem Auftrage des Kaisers, die Länder des eben verstorbenen Herzogs von Jülich besetzen zu müssen, bis sich die Fürsten, welche Ansprüche darauf machten, verglichen haben würden. Eigentlich aber waren sie zur Unterstützung der Absichten des Kaisers zu Leopolds Besten bestimmt. Da es sich aber mit der Ausführung in etwas verzog; so konnte sie der Bischof-Erzherzog nicht mehr besolden, und in dem kleinen Passauer Lande fehlte es

9000 Fußgängern und 4000 Reutern, denn so stark waren sie, bald am Unterhalt. Ihr Anführer der Oberste Rome wollte also diesen anderstwo suchen. Er ging nach Oberösterreich, und, nachdem er dort genug geplündert hatte, nach Böhmen. Hier nahmen die Passauer die Stadt Budweis ein, und betrugen sich überall als Feinde; daher sich bald der Ruf verbreitete: man hätte sie ins Land geführet, um den Böhmen alles wieder mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen durch den Majestätsbrief eingeräumt hätte. Der Kaiser sah wohl, wie verhaßt ihn dieser Ruf machen müste, wenn er Glauben fände. Er widersprach ihm also durch die öffentliche Erklärung: die Passauer wären von ihm nicht beruffen worden, sondern wider seinen Willen nach Böhmen gekommen. Aber da diese Kriegsleute immer mehr Orte besetzten; da sich Erzherzog Leopold selbst bey ihnen einfand; traute man jener Erklärung nicht. Die Prager Bürger ergriffen besonders die Waffen, weil fremde Soldaten der Hauptstadt so nahe waren. Diese foderten indessen von Beraun aus ihren rückständigen Sold von den Böhmischen Ständen. Die Stände baten dafür den Kaiser, sie von Leuten zu befreyen, die so viel Unfug

im

im Lande trieben. Da denselben aber der Kaiser durch einen Herold zumuthete, den Rückzug anzutreten; erklärte ihr Anführer Rome: er wäre zum Schutz des Kaisers und seiner Getreuen nach Böhmen gekommen, würde Tags darauf nach Prag ziehen, und sich dort mit den Inwohnern recht gut vertragen. Wirklich hielten sich seine Leute in ihrem Lager, das sie den andern Tag auf dem weissen Berge aufgeschlagen, so ruhig, daß man in Prag treuherzig wurde, und ihnen sogar aus der Stadt Lebensmittel zuführte.

Aber das war nur eine Falle: den Morgen darauf änderte sich das ganze Schauspiel. Bey anbrechendem Tage den 15. Februar 1611 schlichen die Passauer durch die an der Moldau liegende Gärten, in den Theil der Stadt, den man den Augezd nennet; und bald zeigten sie sich in allen Gassen, und auf allen Plätzen der Kleinseite. Da sie Gewaltthätigkeiten ausübten, und selbst mehrere Inwohner niedergehauen hatten, setzten sich die Bürger zur Wehr, und feuerten aus allen Fenstern, was den Passauern bey 600 Mann kostete. Unglücklicher Weise wurde Graf Thurn, der als Feldherr der Ständischen Kriegsmacht, freylich nur mit etwa 50 Reutern

tern, die er in der Eile zusammengerafft hatte, den Bürgern zu Hülfe gekommen war, verwundet, und muste sich in ein Haus in Sicherheit begeben. Dieser Zufall verschafte den Passauern die Oberhand, und es blieb den Bürgern nichts übrig, als sich zu ergeben. Sie deuteten das durch weiße Tücher an, die sie aus den Fenstern heraus hängten. Dem ungeachtet plünderten die Passauer allenthalben; und selbst ein Herold des Kaisers, der in seinem Nahmen beyden Theilen alle weitere Feindseeligkeiten verboth, bewirkte nicht mehr, als daß die Passauer das Leben der Bürger schonten. Indessen wollten die Sieger sich auch der Altstadt bemächtigen. Einige hundert Reuter von ihnen sprengten in dieser Absicht über die Brücke; konnten aber, weil man indessen das Brückenthor hinter ihnen gesperrt hatte, nicht mehr zurück. Die Bürger und die Ständischen Soldaten fielen sie nun von allen Seiten an, und hieben sie bis auf wenige nieder. Unglücklicher Weise suchten diese in einigen Klöstern Sicherheit; das gab dem niedrigsten Pöbel Anlaß, die Klöster anzufallen, zu plündern, und die Mönche zu morden. Die Bürgerschaft that

dem

dem Unfug Einhalt; und die Stände liessen die Urheber desselben zur Stadt hinauspeitschen.

XLI.

Ihr Abzug, bey der Annäherung Königs Mathias.

Der Erzherzog Leopold, der, wenn er sich gleich nicht mit der Anführung dieses sogenannten Passauischen Kriegsvolks selbst abgab, es doch nicht verließ, that indessen einen Schritt, der seine Absichten verrieth. Nachdem er sich auf dem Königlichen Schloße, was ohne Wissen des Kaisers nicht hätte geschehen können, mit mehrern Räthen desselben, die zugleich die Thronfolge ihm vor Mathias und Ferdinand gönnten, berathschlaget; besuchte er in dem Hause, wohin dieser sich der Pflege wegen begeben hatte, den verwundeten Grafen Thurn, und verlangte von ihm die Vereinigung der Ständischen Völker mit den Passauern; wodurch freylich das Schicksal Böhmens in seine Hände geliefert worden

den wäre. Aber Thurn wollte nichts davon wissen. „Die Nonnen" sagte er, „singen ja alle Tage im Chor: Herr! gib Frieden in unsern Tagen!" und bat den Erzherzog, auch er sollte, anstatt kriegerischer Anstalten, sich lieber mit der Herstellung der Ruhe beschäftigen. Der Erzherzog ward böse: und Thurn, der es merkte, entzog sich seiner Rache durch eine schnelle Flucht über die Moldau nach der Altstadt; wo er alle Anstalten traf, jede Gewalt abzutreiben. Da auch der Erzherzog gleich darauf die Altstadt aus einigen Stücken beschießen ließ; feuerten dagegen die Altstädter und die Landständischen Soldaten so lebhaft zurück, daß ihre Kugeln beynahe den Erzherzog selbst getroffen hätten. Der Kaiser wiederholte nun die Versicherung: die Passauer wären als Freunde nach Böhmen gekommen; und gab zugleich selbst den Befehl: die Stände sollten ihre Soldaten mit den Passauern vereinigen, und selbst auf dem Schlosse erscheinen. Man glaubte keiner Versicherung, und gehorchte keinem Befehl. Vielmehr belegten die Stände die sogenannten Freunde mit den Nahmen: Räuber und Mörder; aus deren Klauen sie das Vaterland retten wollten. Und daß ihnen das Ernst sey, bezeigten

die

die bewaffneten Haufen, die aus dem ganzen Lande sich zu Prag sammelten. Einige derselben führten Fahnen mit der Aufschrift: wider Rome. Dieser Mann hatte sich durch Erpressungen äußerst verhaßt gemacht.

Ihren Endzweck, die Vertreibung der zuchtlosen Passauer, um so gewisser zu erreichen, haben sich die Stände auch um den Beystand des Königs Mathias beworben. Eine nach Wien abgeordnete Gesandtschaft, deren Haupt der Reichsbaron Wenzel von Wchinsky, oder, wie dieses Geschlecht itzt heißt, Kinsky, war, bat ihn darum. Da die Absicht des Kaisers, ihn um den Böhmischen und den Kaiserthron zu bringen, ihm kein Geheimniß war; und er ebenfalls recht gut wuste: daß die Passauer eigentlich nach Böhmen gekommen wären, auf daß sich ihrer Leopold zur Behauptung der Thronfolge wider ihn selbst bedienen könnte; ließ er sich nicht lange bitten, den verlangten Beystand zu leisten, und allenfalls sein Erbrecht mit den Waffen zu behaupten. Er versammelte also schleunig ein Heer von 18000 Mann, und zog mit demselben durch Mähren nach Böhmen. Schon die Nachricht von seinem Anzuge machte den Passauern bange, und sie hielten es nicht für

rath-

rathsam, ihn zu Prag zu erwarten. Nur wusten die Befehlshaber mit ihren Leuten des rückständigen Soldes wegen nicht zu recht zu kommen. Der Kaiser sprach die Stände nochmals darum an; sie verweigerten ihn. Da sich indessen die Prager Frauen, mit ihren Kindern auf den Armen, vor dem Schlosse versammelten, und den Kaiser mit lautem Weheklagen baten, er möchte ihrem bisherigen Elend ein Ende machen; er auch schreckliche Auftritte besorgte, wenn das Heer seines Bruders die Passauer noch zu Prag träfe; gab er aus seinem Schatze 300000 Gulden zur Bestreitung des Soldes, her. Darauf verließen die Passauer Prag. Sie hatten eher von den Ständen ein sicheres Geleite, das ist: Schutz wider alle Feindseligkeit und Gewalt begehret; aber nichts als die beissende Antwort erhalten: wer ohne ein sicheres Geleite nach Böhmen gekommen, könne auch ohne dasselbe wieder aus Böhmen ziehen. Um so vorsichtiger muste also ihr Anführer Rome den Zug einrichten; besonders weil ihm sowohl der Graf Thurn mit einem Theile der Ständischen Kriegsmacht, als der Feldherr des Königs Mathias Graf Herberstein, der mit dem Vortrab des Königlichen Heeres

schon

schon in Böhmen eingerückt war, auf den Dienst lauerten. Er entging indessen beyden, und kam unverfolgt von ihnen selbst, doch nicht ohne allen Verlust, nach Budweis; denn eine Parthey Ständischer Soldaten unter der Anführung eines gewissen Trnawsky, die einige Haufen bewaffneter Bauern verstärkt hatten, hieben ihm in einem blutigen Gefechte bey 2000 Mann nieder. Und schon eher litt Rome eine, bey seiner Denkungsart, vielleicht noch empfindlichere Einbuße. Die reiche Beute, die er aller Orten zusammengeraubt, und die er, um sie in Sicherheit zu bringen, voraus ausser Land schaffen wollte, gerieth bey Welwarn in die Hände der Leutmeritzer, welche die Bedeckung theils niedermachten, theils zerstreuten. Der Rath Erzherzogs Leopolds, Franz Tengnagel, ward hier mit gefangen, der mit dieser Bedeckung sicher nach dem Deutschen Reiche zu entkommen glaubte, wo er den Auftrag hatte, die Kurfürsten im Nahmen des Kaisers um Beystand wider den König Mathias anzusprechen. Weil man vermuthete, daß er von den Anschlägen des Kaisers und Leopolds genaue Wissenschaft hätte, war man grausam genug, ihn zu foltern. Er sagte aus: der

Kai-

Kaiser habe die Passauer nicht nach Prag berufen; hätte sich aber ihrer, da sie einmal da waren, wider den König Mathias bedienen wollen. Rome habe versprochen, die Stadt Prag einzunehmen, ohne daß es zwey Menschen das Leben koste, was er freylich nicht gehalten. Im übrigen hätte er, Tengnagel, seinem Herrn dem Erzherzog Leopold freylich gern, wenn es möglich gewesen wäre, zur Böhmischen Königswürde, womit einige Böhmische Herren einverstanden waren, und auch zum Kaiserthum verholfen.

XLII.

Traurige Lage Rudolfs, und Mißhandlungen durch seine Unterthanen.

Sie sehen es itzt wohl selbst, meine Besten! daß gerade die Soldaten, die Rudolfs und Leopolds Entwurf durchzusetzen bestimmt waren, ihn scheitern gemacht haben. Das unvermuthete Einrücken der Passauer in Böhmen erweckte Verdacht, und ihr Betragen in diesem Lande machte sie den Inwohnern verhaßt.

haßt. Dieser Haß fiel nicht nur auf den Erzherzog ihren Herrn, sondern auch auf den, für dessen Beschützer sie sich ausgaben, auf den Kaiser selbst zurück. Und der Haß wider Rudolfen legte sich auch nach der Vertreibung der Passauer nicht. Man glaubte, den Fürsten nicht mehr für einen Freund des Landes halten zu können, der mit Leuten, die es offenbar feindlich behandelt hatten, einverstanden zu seyn schien. Die mächtigern Evangelischen — denn die ganze zahlreiche, und streitbare Ritterschaft, so wie fast alle königlichen Städte, waren von dieser Parthey — suchten den Grund der Feindseligkeit des Regenten in der Religion, und beschuldigten ihn des Vorsatzes, die ihrige zu unterdrücken. Ein Wahn, den ihnen selbst ihr Glaubensgenoß Schmid, der von allen Anschlägen des Kaisers wuste, durch alle seine Betheuerungen nicht mehr benehmen konnte. Von nun an, konnte also Rudolf in keinem Falle mehr auf die Unterstützung dieser Parthey rechnen; vielmehr muste er bey jeder Gelegenheit Widerstand, und selbst Aeusserungen des Hasses von ihr befürchten.

Einfallen kann ihnen hier wohl die Frage: wie sich bey diesen Umständen die Ka-

tholischen gegen ihren König betragen haben? Dieser Religion war noch immer der größte Theil des höhern Adels, oder die meisten Reichsbaronen zugethan. Da diese, als Besitzer großer Landgüter, durch die beträchtliche Anzahl ihrer Unterthanen doch auch mächtig waren; hätten sie zu des Königs Schutz schon etwas unternehmen können. Aber freylich waren sie auf Rudolfs Unthätigkeit seit mehrern Jahren auch nicht gut zu sprechen; freylich hatte er ihre Zuneignng für seine Person schon dadurch selbst geschwächt, weil er sich, so wie aller Menschen beynahe, also auch ihrem Umgange so lange schon entzogen hatte; und die Ausschweifungen der Passauer hatten sie ebenfalls aufgebracht. Endlich hatte Rudolf schon lange zuvor die Reichsbaronen insbesondere beleidigt. Zwey der angesehensten aus ihnen: Georg Popel von Lobkowicz, und sein Bruder Ladislaw, fielen bey ihm auf einmal in Ungnade; Ladislaw entging den Wirkungen derselben durch die Flucht, Georg, seiner Güter, die unter die wichtigsten des Landes gehörten, beraubt, muste viele Jahre im Kerker schmachten, und ward endlich in demselben enthauptet. Eigentlich hatte man ihm Schuld gegeben, er habe auf einem Land-

tage wider sein Versprechen den Wünschen des Königs entgegen gearbeitet. Aber viele glaubten doch, daß ihm zu viel geschehen, und Rudolf sich durch böse Rathgeber und Günstlinge zu einem übereilten und zu harten Urtheilspruch habe verleiten lassen. Diese Behandlung eines so vorzüglichen Mitglieds ihres Standes nahmen die Reichsbaronen überhaupt übel: und man führt sie mit unter den Gründen an, warum ihn selbst die Katholiken unter ihnen in dem Zeitpunkte wenigstens ohne Hülfe gelassen; da der Haß der Uebrigen in Thätlichkeiten ausbrach.

Und dieser Zeitpunkt war itzt da. Von seinem mit einem Heere anrückenden Bruder konnte sich Rudolf nichts gutes versprechen. Itzt muste er noch dazu von den Ständen hören: sie selbst hätten den König Mathias nach Böhmen beruffen. So fiel also auch alle Hofnung eines Schutzes von ihrer Seite weg; und er war ganz in den Händen seines durch die vorgehabte Ausschliessung von dem Böhmischen Thron beleidigten Bruders. Aber auch nicht einmal bis zu dessen Ankunft schonte man Rudolfen. Es hatte sich der Ruf verbreitet: der Kaiser ginge mit dem Gedanken um, Prag heimlich zu verlassen, und sich nach dem

Deut-

Deutschen Reiche zu begeben. Nun fürchteten die Stände, man würde in Deutschland sagen: die Böhmen hätten ihren König aus dem Lande vertrieben. Dieser Beschimpfung der Nazion zuvorzukommen, wollten sie Rudolfen die Flucht unmöglich machen. Der Ständische Feldherr Graf Thurn besetzte also alle Zugänge des königlichen Schlosses. Freylich gab er vor, das geschähe bloß zur Sicherheit der geheiligten Person des Kaisers. Aber, daß der arge Mann mit seinem unglücklichen Könige nur noch sein Gespötte trieb, zeigte sich bald. Denn da Rudolf sich nur der frischen Luft wegen in den nahen Lustgarten begeben wollte, wiesen ihn die Schildwachen zurück; ja! eine derselben drohte sogar, das Gewehr auf ihn loszubrennen. Was den Kaiser in einen so heftigen Zorn versetzte, daß er in sein Zimmer eilte, eines der Fenster gegen die Stadt zu aufriß, und einen fürchterlichen Fluch wider Prag ausstieß. Wirklich muß man sagen: daß diejenigen, so die Gewalt damals in Händen hatten, nicht nur der Ehrfurcht ganz vergessen haben, die man jedem gekrönten Haupte schuldig ist; sondern auch des Dankes, den Rudolf durch so viele dem Land eher erwiesene Wohlthaten

verdienet hat. Seine itzigen Schwachheiten, guten Theils Folgen seines Alters und seiner Kränkungen, konnten niemanden, am wenigsten seine Unterthanen, zu so empörenden Beleidigungen berechtigen. So wie die Häupter der Evangelischen Parthey am meisten Schuld daran waren; so litten sie auch in der Folge die Strafe dafür. Einer ihrer Glaubensgenoßen sagte selbst: der Fluch des frömmsten Kaisers, gegen den wir undankbar gewesen sind, ist über uns gekommen.

XLIII.

Auch Böhmen muß Rudolf dem Mathias abtreten.

König Mathias — ich müßte mich sehr irren, meine Freunde! wenn sie itzt nicht vor allem begierig wären, zu erfahren, was er weiter unternommen hat? — König Mathias also, den eine zweyte Ständische Gesandtschaft zu Iglau bewillkommt hatte, kam mit seinem Heere den 24ten März zu Prag an. Die Pracht seines Einzugs, und der allge-

gemeine Jubel dabey war eine neue Kränkung für Rudolfen, der sich doch in die Umstände schickte, und seinen Bruder durch einen Abgeordneten bewillkommen ließ. Der erste Gegenstand, worüber Mathias mit den Ständen verhandelte, war der Einfall der Passauer: und da Rome noch immer in Budweis war, und es auch noch mehr befestigte; gingen des Königs Hungarsche Kriegsvölker zugleich mit den Ständischen auf diesen Ort los. Da man aber der Stadt keinen Schaden zufügen wollte, was bey einer förmlichen Belagerung nicht wäre zu vermeiden gewesen; both man dem Obersten Rome eine Summe Geldes an, wenn er sie gutwillig und sogleich räumen würde. Dieses geschah, und Mathias hätte nun nichts mehr in Böhmen zu thun gehabt; wenn er nur gekommen wäre, das Land von den Passauern zu befreyen.

Aber seine zweyte, oder vielmehr seine Hauptabsicht, sich der Nachfolge in Böhmen dadurch zu versichern, daß er es, wie er das mit andern Ländern bereits gemacht hatte, Rudolfen bey Lebzeiten abdringe, war noch übrig; und diese war, selbst im Auslande so wenig ein Geheimniß, daß zwey Kurfürsten des Deutschen Reichs, der von Maynz und

der

der von Sachsen, ihre Gesandten nach Prag schickten, um dem Kaiser, bey den leicht vorzusehenden unangenehmen Zumuthungen seines Bruders, wenigstens mit gutem Rathe beyzustehen. Die mit Mathias ganz einverstandene herrschende Parthey unter den Böhmischen Ständen brachte es indessen dahin: daß man von Rudolfen die Ausschreibung eines allgemeinen Landtags verlangte, und ihm zugleich erklärte: die Stände würden sich sonst auch ohne sein Berufen versammeln. Er muste also schon wieder geschehen lassen, was er nicht ändern konnte. Am eilften April nahm der Landtag seinen Anfang. Rudolf glaubte seinen Bruder zu gewinnen; wenn er ihn vorläufig krönen ließe: er sprach also durch den Kanzler Zdenko von Lobkowitz die auf dem Landtage versammelten Stände um ihre Einwilligung dazu an. Zugleich stellte der Sächsische Gesandte dem König Mathias vor: er würde für die Ehre des ganzen Hauses Oesterreich am besten sorgen; wenn er, da er als designirter König der Erbfolge in Böhmen durch den Antrag des Kaisers ohnehin versichert wäre, selbst die Krönung ablehnte. Aber diese Vorstellungen kamen zu spät. Auch bey den Ständen richtete der Sächsische Ge-

sand-

sandte nichts aus. Ja! da er ihnen zu Gemüthe führte: die Kurfürsten würden nicht gleichgültig bleiben, wenn man fortführe, den Kaiser ihr Oberhaupt, und den König von Böhmen ihren Mitkurfürsten zu mißhandeln; gaben Einige aus den Ständen die höhnische oder besser, die unhöfliche Antwort: man würde, wenn die Deutschen Reichsstände es so wollten, ihnen den Kaiser, und den Kurfürsten in einem Sacke zurück schicken. Auf den Antrag des Kaisers aber wegen der Krönung seines Bruders erfolgte die Aeusserung: da sie zwey Herren zugleich nicht dienen könnten; so müste sie der Kaiser von dem Eide eher loszählen, den sie ihm, als König von Böhmen, geleistet hätten. Das muste der unglückliche Fürst auch thun. Als er aber die Schrift, welche die Loszählung seiner Unterthanen von allen ihren Pflichten, und seine Einwilligung zur Krönung Königs Mathias enthielt, unterzeichnete, verrieth er den äussersten Unmuth. Er faßte die Feder nicht mit den Fingern, sondern mit der ganzen Faust; schrieb nicht, sondern klekte seinen Nahmen aufs Papier, warf den Hut an den Fußboden, und zerbiß die Feder. Hierauf erfolgte am 23ten May des Mathias wirkliche Krönung, die-

da

da der Prager Erzbischof Lamberg krank war, der Kardinal Dietrichstein Bischof zu Ollmütz, als der gewöhnliche Stellvertreter des Erzbischofs, verrichtete. Das laute Frohlocken des Volkes bey dieser Gelegenheit, das der gute Rudolf in seinen Zimmern mit anhören muste, machte gewiß alle die schmerzlichen Empfindungen, über seiner Unterthanen Undank, und die von seinem Bruder erlittenen Kränkungen, aufs neue rege.

Anstatt der Länder, die man ihm entzogen hatte, überließ man Rudolfen den Genuß der Böhmischen Herschaften: Pardubitz, Brandeis, Benatek, Lissa, und Przerow; und setzte ihm, zur Unterhaltung seines Hofstaats noch jährlich 300000 Gulden aus. Sonst erlaubte ihm Mathias, sich noch König und Herr der Länder zu schreiben, um die er ihn gebracht hatte. Er reiste auch von Prag nach Schlesien ab, um dort sich huldigen zu lassen — denn auch dieses Land, so wie die Lausitz hatte ihm Rudolf zugleich mit Böhmen abtreten müssen — er reiste, sage ich, von Prag ab, ohne sich bey Rudolfen persönlich zu beurlauben; denn er sah wohl ein, daß nach einer solchen Behandlung dem Kaiser nicht leicht etwas schmerzlicher fallen könnte, als sein Anblick.

Um auch in der Folge die Unannehmlichkeit einer Zusammenkunft beyden Brüdern zu ersparen, kamen sie überein: daß Mathias seinen Sitz zu Wien aufschlagen; Rudolf aber noch ferner das königliche Schloß zu Prag bewohnen sollte.

XLIV.

Etwas von Deutschen Reichsangelegenheiten. Union. Liga.

Izt war also Rudolf, ob er sich schon noch immer so schrieb, nicht mehr König von Böhmen. Dem ungeachtet müssen wir, ehe wir seine Geschichte beschliessen, von ihm als Deutschen Kaiser, der er bis an sein Ende blieb, noch ein Paar Worte sagen. Der gute Fürst hoffte wenigstens bey den Kurfürsten, in deren Nahmen der Sächsische und Maynzische Gesandte zu Prag zu seinem Besten sich verwendet hatten, Mitleid zu finden. Er berief sie nach Nürnberg, und ließ ihnen, das, was ihm begegnet war, zu Gemüth führen: und die Kurfürsten gestunden zwar, die Böhmen wären zu weit gegangen, machten aber zugleich

gleich ihrem Kaiser Vorwürfe über seine Regierung. Das ist der Lauf der Welt, meine Besten! Wer vom Glück verlassen wird, kann selten darauf rechnen, daß ihm seine Freunde getreu bleiben werden. Da Rudolf ihnen zugleich eröffnete, das was man ihm ausgeworfen, sey nicht hinreichend für seine Bedürfnisse, er hoffe sie würden ihn in seinem hohen Alter nicht verlassen; antworteten sie, damit müsse man sich an das ganze Reich wenden. Auch diese Antwort war nicht sehr troſtreich. Noch unangenehmer war ihm ihr Ansuchen um seine Einwilligung zur Wahl eines Römischen Königs. Er glaubte es schon im Geiste vorzusehen, daß ihn die Kurfürsten dann nicht besser behandeln würden, als ihn die Böhmischen Stände behandelt hätten. Nur einem ihm immer ganz ergebenen Reichsfürsten dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig, da er sich zum Bürgen für die guten Gesinnungen der Kurfürsten oder eigentlich zum Geisel anboth — denn er wollte in der Gefangenschaft des Kaisers bleiben — gelang es, ihn zu beruhigen; so daß Rudolf in die Wahl eines Nachfolgers willigte, die er aber, wie wir das nächstemal hören werden, nicht erlebte.

Rudolfs Reichsregierung ist sonst durch die Entstehung der Union, und der Liga merkwürdig. Zweyer Bündnisse, die auch auf Böhmens Schicksal Einfluß gehabt haben. Und darum muß ich ihnen hier schon das Nöthigste darüber sagen. Die Protestantischen Fürsten Deutschlands hatten die Katholischen Reichsfürsten immer im Verdacht, daß sie ihnen die Vortheile des Religionsfriedens mißgönnten; weil sie von Erweiterungen derselben, welche die Protestanten wünschten, nichts wissen wollten. Da nun auch der Kaiser hin und wieder im Reiche, besonders aber in Reichsstädten, bald den Protestanten neue Begünstigungen nicht einräumen wollte, bald die Katholiken, wie zu Donauwerth, mit Nachdruck, und, wie es wenigstens den Ewangelischen schien, nicht ohne Gewaltthätigkeit, schützte; so hielten sie ein genaues Bündniß unter sich für das beste Mittel ihre Religionsfreyheit aufrecht zu erhalten. Es war eben im Jahre 1608 der erste offenbare Bruch des Kaisers mit Mathias erfolget, als ihnen der Zeitpunkt da zu seyn schien, ihr Vorhaben auszuführen. Denn der Kaiser hatte nun ganz andere Sorgen zu Hause, als daß er die Schritte der Protestanten in Deutschland zu beo-

bach-

bachten, viel weniger zu hindern, sich die Musse hätte nehmen können. Zu Auhausen im Anspachischen Lande kamen also in diesem Jahre am 4ten May einige Protestantische Fürsten zusammen, unter welchen Kurfürst Friedrich von der Pfalz der vornehmste war, und schloßen auf zehn Jahre einen Bund, den sie Verein, oder mit einem unächtlateinischen Worte, Union nannten. Die Absicht war, sich untereinander wider jede Feindseligkeit beyzustehen, die sie freylich, wenn sie es auch nicht ausdrücklich sagten, nur von den Katholischen Fürsten befürchteten; zum Direktor des Bundes wählten sie den Kurfürsten von der Pfalz, und trugen ihm auf, Soldaten zu werben, und Kriegsobersten zu bestellen, und das alles auf gemeine Kosten aller Verbündeten. Bald traten der Union mehrere Fürsten, und Reichsstände, und unter diesen verschiedene damals durch ihren Reichthum mächtige Reichsstädte bey. Man bestellte, nebst dem Direktor, einen General, und einen Genrrallieutenant der Union. Der erste war: Markgraf Joachim Ernst von Brandenburganspach, der zweyte: Fürst Christian von Anhalt. Zu Halle in Schwaben bekam endlich die Union 1610 mehr Festigkeit. Es ist doch sonderbar, daß dieser

Union

Union der Kurfürst von Sachsen, der erste und mächtigste Evangelische Reichsstand, nie beytreten wollte, daß er vielmehr das, was man von den Absichten der Katholiken wider die Protestanten zu wissen behauptete, für leere Ausstreuungen erklärte. Sonst ist es gewiß, daß die Union auf die Schwächung des Hauses Oesterreich, dessen Macht die Hauptstütze der Katholischen Religion war, ihre Absicht mit gerichtet hat. Daher ihre Verbindungen mit den Feinden dieses Hauses, ohne Unterschied der Religion, vorzüglich mit Frankreich. Und so wie sie mit den Protestantischen Niederländern, die wider das Spanische Haus Oesterreich sich empöret hatten, einverstanden war; so suchte sie auch, um auf einer andern Seite dem Deutschen Hause Oesterreich zu thun zu geben, sich mit den Häuptern der Untraquisten in Böhmen zu verstehen. Daher both den Ständen der Fürst von Anhalt seinen Beystand wider die Passauer an. Sie werden in der Folge sehen, meine Lieben! daß der Union ihre Absicht in Böhmen nur gar zu gut gelungen sey; und dann sich zugleich überzeugen, daß ich recht gehabt habe, mit ihnen über dieses merkwürdige Bündniß vorläufig etwas mehr zu sprechen.

Nun

Nun noch ein Paar Worte von der Liga. Auch das soll ein Lateinisches Wort seyn, ob es schon die alten Römer nicht kannten, und so viel als Verbindung heißen. Zur Entstehung dieses Katholischen Bundes, gab eigentlich der Unfug Anlaß, den die Kriegsvölker der Union in einigen Bisthümern ausgeübt haben. Daher traten auch fast alle geistliche Fürsten in denselben. Da es diesen um ihre Erhaltung zu thun war; waren sie sehr eifrig in der Leistung ihrer Geldbeyträge. Dieses, und die kluge Wahl Herzog Maximilians von Bayern zum Obersten, der mit einer beträchtlichen Hausmacht, vorzügliche Weisheit, und ausserordentlichen Heldenmuth verband, verschafte der Katholischen Liga bald eine merkliche Uebermacht über die Protestantische Union.

XLV.

Rudolfs Tod, und etwas über die Ursachen seiner Leiden.

Als Rudolf, wie ich ihnen, meine Freunde! schon erzählt habe, in die Wahl seines Nachfolgers auf den Kaiserthron, oder eines Römischen Königs gewilligt, that er es unter der Bedingung: daß zuvor ein allgemeiner Reichstag gehalten würde, um allen Gebrechen im Deutschen Reiche abzuhelfen. Aber die Kurfürsten, die doch über diese Gebrechen geklagt hatten, wollten denselben entweder nicht abgeholfen wissen; oder sie zweifelten, daß dieses durch den Reichstag geschehen würde. Ohne des Reichstags zu gedenken, setzten sie die Römische Königswahl auf den 21. May, 1612, an. Da es vorauszusehen war, daß diese auf den König Mathias fallen würde; so kann man wohl sagen, daß der Tod allein dem ohnehin schon tief gekränkten Kaiser eine neue Kränkung ersparet habe. Gleichgültig wäre es wenigstens dem unglück-

li-

lichen Fürsten nicht gewesen: den einzigen Ueberrest seiner Hoheit noch in seinem Leben mit dem theilen zu müssen, der ihn so empfindlich beleidigt hatte.

Kaiser Rudolf beschloß sein Leben zu Prag am 20ten Jäner 1612, im 60ten Jahre seines Alters, und im 34ten seiner Regierung. Man sagt gemeiniglich, wenn man auf der Welt viel zu leiden gehabt hat; so verläßt man sie und ihre Vergnügungen mit mehr Entschlossenheit. Dieses traf bey Rudolfen so sehr ein, daß er auf den Tod sich sogar freute. Er erzählte denen, die in den letzten Stunden um ihn waren: da er als Jüngling aus Spanien wieder nach Hause berufen worden, habe er sich so gefreuet, sein Vaterland wieder zu sehen, daß er eine ganze Nacht nicht habe schlafen können. Warum, setzte er hinzu, sollte ich mich denn itzt auf die Abreise in das himmlische Vaterland nicht noch mehr freuen, wo kein Wechsel mehr statt findet? Ja wohl hatte es Rudolf im vollen Maße erfahren, daß alles irdische Glück auf Sand gebauet sey. Von zwey Königsthronen, zu denen ihn das Blut berufen hatte, hinabgestürzt zu werden, wäre ihm immer schmerzlich gewesen; was muste es erst seyn, da es durch die Hand

ei-

eines Bruders geschah? Und doch weiß ich nicht, ob der Haß eines Bruders, dem er aber im Grunde selbst nie wohl wollte, ihn nicht unendlich weniger schmerzte, als der Verlust der Liebe seiner Unterthanen; deren Bestes so lange der Gegenstand aller seiner Sorgen war, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte? O! meine Lieben! ihr gutes Geschick bewahre sie vor der Erfahrung, wie tief Undank ein biederes Herz verwunde? Nur hüten sie sich auch, diesen Schmerz den Freunden ihrer Jugend, durch Mißkennung ihrer guten Absichten, jemals fühlen zu lassen. Den Verlust der Liebe seiner Unterthanen hatte aber Rudolf dem Mangel an ausharrender Thätigkeit zuzuschreiben; das heißt: er war in der Erfüllung der Pflichten, die er als Beherrscher von Land und Leuten auf sich hatte, die letztern Jahre lange nicht mehr so eifrig, wie die erstern. Wie viel anderst handelten hier so manche andere Fürsten des Oesterreichischen Hauses, die nur mit dem Leben aufgehört haben, für ihre Unterthanen zu arbeiten, und noch auf ihrem letzten Krankenlager, die ihnen vorgelegten Entwürfe prüften, und gutbießen, oder verwarfen. Gott hat mich auf den Thron berufen, sagte einer aus ihnen

kurz vor seinem Tode, daß ich arbeite, und nicht, daß ich müssig gehe. Gut anfangen ist etwas; aber immer besser und besser, und das bis ans Ende, fortfahren, ist die Hauptsache. Man sagt sonst, daß es Rudolf auf dem Sterbebette bereuet habe, daß er nicht geheurathet hat; und das wohl darum, weil er itzt keinen Sohn hatte. Wirklich war das für Rudolfen ein Unglück: der Wunsch einem geliebten Sohne die Länder im guten Stande zu hinterlassen, würde ihn angefeuert haben, für das Beste derselben immer so thätig zu bleiben, wie er es Anfangs gewesen ist. Und da dieser Sohn, als unstreitiger Erbe, einem Mathias alle Aussicht zur Thronfolge benommen hätte; so hätte derselbe keine Ursache gehabt, jene Schritte zu wagen, die mit so vielen Kränkungen Rudolfs verbunden waren; so wie auch Rudolf den nagenden Argwohn nicht empfunden hätte, daß sein Bruder seinen Tod nicht erwarten könne. Und vielleicht hätte auch die Gesellschaft einer tugendhaften liebreichen Gemahlinn manchen jener Günstlinge von Rudolfen entfernt, die, da sie ihn besonders die letzten Jahre ganz in Händen hatten, ihn auch zu manchem fehlerhaften Schritt,

viel-

vielleicht auch zu manchem nicht ganz gerechten Urtheil verleitet haben.

Daß Rudolf ein Freund der Wissenschaften und Künste war, Gelehrte, und Künstler schützte, und Kaiserlich lohnte; war gewiß einer seiner schönsten Vorzüge. Die größten Fürsten aller Zeiten, und aller Völker thaten das immer. Daß er aber über seiner Neigung zu Wissenschaften und Künsten die Regierungsgeschäfte oft vernachläßigte, verdienet allerdings Tadel. Alles zu seiner Zeit, meine Lieben! Wenn ihn seine Pflicht rief, dem Elend des Unterthans abzuhelfen; da hätte er sich durch Bücher und Kunstsachen nicht sollen abhalten lassen. Auch hätte er als Fürst vorzüglich sich mit jenen Fächern der Gelehrsamkeit beschäftigen sollen, durch die seine Menschenkenntniß erweitert, und sein Gefühl verfeinert worden wäre; denn beydes ist dem Fürsten unentbehrlich, erleichtert ihm um vieles die Bürde des schönen aber einer schweren Rechenschaft unterliegenden Amtes eines Vaters der Völker, wozu ihn die göttliche Vorsicht eigentlich bestimmt hat.

XLVI.

Flor der Gelehrsamkeit, und der Schulen unter Rudolfen.

Es ist eine alte Bemerkung, daß sich ein ganzes Land gern nach seinem Könige, und nach dessen Hof richte. So macht ein Fürst, der Kenner oder doch Freund der Gelehrsamkeit ist, die Gelehrsamkeit auch in seinem Lande blühen. Und das war auch unter Rudolfs Regierung der Fall in unserm Böhmen. Es wird ihnen doch nicht unangenehm seyn, meine Lieben! wenn ich mich, ehe ich zur Geschichte des Mathias schreite, über den Flor der Wissenschaften und Künste unter Rudolfen mit ihnen freylich sehr kurz unterhalte.

Die Großmuth dieses Fürsten hat manchen Gelehrten und Künstler des Auslandes nach Böhmen gelockt. Tycho von Brahe, ein grosser Sternkundiger, genoß in Böhmen zweymal so viel Einkünfte, als ihm seine Besitzungen in Dänemark, seinem Vaterlande, abgeworfen hatten; und Johann Kepler, dessen

ich

ich schon gedacht habe, fand am Hofe unsers Königs reichliches Auskommen, da ihn auswärts der Mangel niedergedrückt hatte. Aber auch ausländische Naturkündige, und Aerzte, Geschichtschreiber, Maler und Bildhauer, wurden von ihm so verschwenderisch belohnt, daß inländische Talente dadurch zur Nacheiferung angefeuert wurden. Bald nannte man Rudolfs Zeitalter, die goldne Zeit der Wissenschaften und Künste in Böhmen. Die gelehrten Sprachen, wie man sie zu nennen pflegt, die Griechische und Lateinische fanden Verehrer in so großer Anzahl, wie sie, wenigstens zu gleicher Zeit, kein anderes Land der Welt aufweisen kann. Nicht nur allein wurden sie in den Schulen mit einem vorzüglichen Eifer getrieben, so daß die Jugend die Schriften der Alten zu lesen, zu verstehen, und zu nützen im Stande war, ehe sie die Schulen verlassen hat; sondern auch Männer, die sich in der Folge ganz andern Geschäften gewidmet haben, behielten die Neigung zur Lateinischen und Griechischen Litteratur immer bey, und die Dichter, Redner, und Geschichtschreiber des alten Roms, und Griechenlands, waren die Taschenbücher manches Bürgers, und Edelmanns, vorzüglich aber des Staatsdieners.

Dit

Oft hätte man geglaubt, mitten in einer ge-
lehrten Gesellschaft zu seyn, indem man die
Rathstube selbst einer der kleinsten Städte
Böhmens betrat. Aber die Schriften der
Griechen und Römer zu lesen, war unsern
Ahnen in jenen Zeiten nicht genug; sie wusten
sie mit Glück nachzuahmen. Vorzüglich gab
es unter ihnen eine große Anzahl, zum Theil
sehr guter, Lateinischer Dichter. Rudolf hat
einen und den andern aus ihnen, wie es sonst
an den Höfen Sitte war, zum Dichter gekrö-
net, das ist: ihm den Lorberkranz mit eige-
ner Hand aufgesetzet. Diese Ehre widerfuhr,
um ihnen nur einen zu nennen, auch einem
gebornen Prager Karl Karolides von Karls-
berg, einem Manne, der mit der hinreissende-
sten Dichtergabe, die gründlichste Gelehrsam-
keit verband; so daß ausländische Gelehrte
sich gern bey ihm Raths zu erholen pflegten.

Da diese unter der Nazion fast allge-
mein ausgebreitete Liebe, zu schönen Kennt-
nissen, eine Folge der guten Verfassung jener
Schulen war, in welchen die Jugend den Grund
zu diesen Kenntnissen legte; muß ich von je-
ner Verfassung hier auch etwas erzählen, und
dieses fast mit den Worten eines Mannes,
der damal lebte, und auf den Böhmen, als

auf

auf einen seiner beliebtesten Schriftsteller, noch itzt stolz ist. Es war damal keine Stadt ja kein Flecken ohne Schule von der Art, die man itzt Gymnasien nennt. Zu Prag waren ihrer sechzehn, zu Kuttenberg, zu Jungbunzlau zwey, in allen andern Städten gewiß immer eine. An einer jeden derselben waren wenigstens vier, oft fünf, manchmal auch sechs Lehrer angestellt. Diese wurden vom Stadtrath besoldet, und der Pfarrer gab ihnen fast immer den Tisch. Auch an ausserordentlichen Zuflüssen fehlte es ihnen nie. Nach einigen mit Beyfall im Lehramte zugebrachten Jahren, wurden diese Männer entweder durch geistliche Pfründen belohnet, oder man beförderte sie auch zu Staatsdiensten. Auch eine reiche Gattinn war oft die Belohnung ihrer Arbeit; und sie gingen dann aus den Schulen in die Rathsstuben, und Gerichtshöfe, als Bürgermeister, Primatoren, Rathsmänner und Advokaten hinüber. Sonst war die Verfassung dieser Schulen von der Art, daß nicht nur etwa der glückliche Sohn wohlhabender Aeltern, sondern auch der Aermste die zu seiner Bildung nöthigen Hülfsmittel, wenn nicht immer reichlich, doch allzeit hinreichend finden konnte. Selbst den Mangel machte dem Aer-

mern

mern der verträuliche Umgang des reichern Mitschülers erträglicher. Es war allgemein eingeführet, daß von den Bürgern einer jeden Stadt der Ordnung nach täglich zwey den Zöglingen der Schule einen Freytisch nach der Beschaffenheit ihres Vermögens gaben. Auch durch freywillige Geldgeschenke halfen sie den Bedürfnissen der Aermesten immer gern ab. Auf diese Weise nährte die Bürgerschaft mancher Stadt auch hundert manchmal mehr oder weniger arme und fremde Zöglinge an ihrer Schule, ohne die Bürgersöhne des Orts zu rechnen, welche die Schule, wie sichs ohnehin versteht, auch mit besuchten. Die Schüler wurden gewöhnlich in fünf Klassen eingetheilt; und hießen von oben herunter zu zählen: die Primaner, Sekundaner, Terzianer, Quartaner, und endlich die Kleinen. Hatten die Primaner gute Fortschritte gemacht, wurden sie mit Empfehlungsschreiben auf die Universität geschickt. Nach neuen Beweisen ihres Fortganges auf derselben; schickte sie der Rektor der Universität, auf Begehren der Städte wieder in die kleinern Schulen als Lehrer; wo es dann von ihrem Fleiße abhing, sich auf die schon erwähnte Weise den Weg zu ihrem künftigen Glücke zu bahnen.

XLVII.

XLVII.

Mathias wird Kaiser.

Nun kommen wir endlich an des Mathias Regierungsgeschichte, der seit Rudolfs Entsagung unser König war. Von diesem Fürsten erwartete alle Welt das, was man an Rudolfen die letzten Jahre vermißt hatte: äußerste Thätigkeit. Denn schon in seiner ersten Jugend hatte er die Muße und die Freuden des Hofs mit der Arbeit und den Gefahren des Lagers vertauschet. Ja! sein unruhiger Geist suchte, selbst zum Nachtheil seiner Pflicht, und seines Ruhms, Gelegenheit zu Thaten. Er mischte sich, unberufen, in die Niederländischen Händel, und ließ sich von Aufrührern zum Statthalter ernennen; das ist: auf eine gewiße Art zu ihrem Anführer in dem Streite wider ihren rechtmäßigen König, der noch dazu aus dem Hause Oesterreich war. Freylich legte er die Statthalterschaft bald darauf nieder, aber eben nicht, als wenn er seinen Fehler eingesehen hätte; son-

sondern weil es ihm wehe that, daß er nur den Nahmen, ein anderer hingegen, Prinz Wilhelm von Oranien, die Macht hatte. Er führte dann seines Bruders Heere wider die Türken an. Bewies immer viel Tapferkeit; und konnte unglücklichen Vorfällen nur darum nicht immer vorbeugen, weil man sein Heer oft an dem Nöthigsten Mangel leiden ließ.

Mathias entsprach der grossen Erwartung nicht ganz, meine Besten! Das Jugendfeuer, das ihn einst belebte, hatte sich so ziemlich gelegt. Denn da er im Jahre 1557 am 23ten Februar zu Wien geboren worden; so war er beym Antritte seiner Böhmischen Regierung schon über 50 Jahre alt. Dann überzeigte er sich bald: daß es leichter sey, die Regierung eines Andern, wie er es mit Rudolfen gethan hatte, zu tadeln, als selbst zu regieren. Schon die Artikel, die ihm die Stände bey seiner Krönung vorlegten, versprachen ihm nicht viel Gutes. Sie foderten unter andern das Recht, Zusammenkünfte oder Landtage auch ohne seinen, des Königs, Willen zu halten; so wie auch Soldaten zu werben, die nur in der Pflicht der Stände wären, obschon sie zur Beschützung des Königreichs bestimmt seyn sollten; daher man auch dieser

Anstalt den Nahmen, Defensionswerk, gab. Das Bedenklichste aber war: daß sie nicht nur mit den Ständen der übrigen Kronländer, Mährens, Schlesiens, und der beyden Lausitzen, sondern auch mit den Hungarschen und Oesterreichschen einen Bund zur wechselseitigen Vertheidigung ihrer Freyheiten eingehen wollten, und die Genehmigung des Königs auch hiezu verlangten. Aus allem diesen mußte Mathias schließen, daß die Stände nicht nur Mitregenten des Königs, sondern beynahe seine Herren seyn wollten. Doch freylich hätte er schon eher vorsehen sollen: daß diejenigen sich nicht sehr gehorsam gegen ihn betragen würden, die den Ungehorsam gegen seinen Vorfahr so weit getrieben haben. Um den Thron eher zu besteigen, hatte er diesen Ungehorsam begünstigt; itzt kam es ihm heim, wie man zu sagen pflegt. Indessen half er sich für itzt dadurch, daß er die Foderungen der Stände zwar nicht abwies, aber auch nicht bewilligte: seine Räthe, sagte er, wären keine Böhmen; so wie er sich andere aus der Nazion selbst gewählt haben wird, würde er alles das mit ihnen überlegen, und dann auf dem nächsten Landtage seinen Entschluß den Ständen mittheilen.

Die

Die Hofnung, daß dieser nach dem Wunsch der Stände ausfallen würde, versetzte sie indessen in gute Laune. Das zeigte sich bey Mathias Wahl und Krönung zum Römischen Kaiser. Diese erste Würde der Christenheit um so gewisser davon zu tragen, war König Mathias Willens, der Wahl, als Kurfürst von Böhmen, selbst beyzuwohnen. Um mit mehr Glanz zu Frankfurt zu erscheinen, lud er die Grossen des Königreichs ein, ihn dahin zu begleiten. Sie thaten es in großer Anzahl, und setzten bey dem Einzuge ihres Königs in die Wahlstadt durch ihre Pracht Alles in Erstaunen. Die Wahl des Mathias fand einige Schwierigkeiten. Selbst die Freunde des Hauses Oesterreich waren dem Mathias, wegen dessen, was er sich gegen seinen Bruder hatte zu Schulden kommen lassen, nicht zugethan. Lieber hätten sie einen von seinen Brüdern, entweder den Hoch- und Deutschmeister Maximilian, oder den Erzherzog Albrecht, der die Niederlande besaß, zum Kaiserthron berufen. Aber da weder einer noch der andere Lust dazu bezeigte; da vielmehr Maximilian, welcher die allgemeine Verehrung der Kurfürsten genoß, sich mit Eifer für Mathias verwendete; ging endlich dessen Kaiser-

wahl

wahl den 3ten Junius vor sich, der am 24ten die Krönung folgte.

Nach seiner Rückkehr von der Kaiserkrönung nach Prag, wohin ihn der Erzherzog Maximilian begleitete, machte der Kaiser grosse Anstalten zur bisher verschobenen Leichenfeyer seines unglücklichen Bruders. Guter Rudolf! bey Lebzeiten nahm man dir deine Länder; und nach dem Tode, sollte dich ein prächtiges Begräbniß dafür schadlos halten? Wirklich war Pracht und Aufwand bey dieser traurigen Feyer, der auch der Kaiser und sein Bruder der Deutschmeister beywohnten, ausserordentlich; und vermuthlich hat sichs darum mit derselben bis zum 1ten Oktober verzogen. Ein anderes Schauspiel für die Prager waren um diese Zeit zwey fremde Gesandtschaften: eine aus Rußland, und die andere gar aus Persien. Die Rußische ersuchte den Kaiser: er möchte zwischen dem Czar, und dem König von Polen den Vermittler machen; um einen dauerhaften Frieden herzustellen. Der Kaiser versprach es. Der Gegenstand der Persischen hängt mit unserer Geschichte genauer zusammen, wie wir ehestens hören werden.

XLVIII.

Des neuen Königs erste Kämpfe mit seinen Ständen.

Sie werden sich, meine Besten! wohl noch des Raths erinnern, den einst die Rußische Gesandtschaft Kaiser Rudolfen gegeben hatte: den Beherrscher Persiens zum gemeinschaftlichen Krieg wider die Türken zu ermuntern? Er ward befolgt; Persien bekriegte die Türken. Indessen hat der Kaiser mit diesen Feinden, wie ich ihnen erzählt habe, Frieden gemacht: der Persische König schickte also einen Gesandten an den Kaiser, der über den mit dem gemeinschaftlichen Feind geschlossenen Frieden Klage führen muste. Mathias entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit. Frieden hätte man machen müssen, um Hungarn noch zu retten. Da aber die Türken, in den an Hungarn gränzenden Ländern, in der Wallachey und Moldau, Feindseligkeiten ausübten; so könnte der Kaiser sich wohl zu einem neuen Türkenkrieg entschlies-

schliessen, wenn es ihm gelingen sollte, von den Reichsfürsten einigen Beystand zu erlangen. Immer aber würde er Persiens Freundschaft zu erhalten trachten. Es schien also, als wenn Mathias zum Kriege Lust hätte. Besonders weil die Türken noch immer fortfuhren, sich der Oberherrschaft über Siebenbürgen anzumassen; und dort auch einen neuen Fürsten, beynahe eingedrungen hatten. Er hieß Gabriel Bethlen, oder nach Hungarscher Sitte, die den Taufnahmen nachsezt: Bethlen Gabor; und wird uns auch in der Folge von sich reden machen. Bey allen dem ward izt der Waffenstillstand erneuert. Die Hungarn wünschten das; die Türken, mit Persien beschäftigt, hatten gute Worte gegeben; und da man dem Kaiser im Reich und zu Rom alle Hülfe versagte, muste er den Krieg wenigstens verschieben.

Böhmen genoß also auch noch die Früchte des Friedens. Noch hatte die Nazion keine Ursache über den neuen König zu klagen; als er seine Residenz von Prag nach Wien verlegte. Nun sah man erst die Größe der Wohlthat ein, die sein Vorfahr dem Lande durch seinen beständigen Aufenthalt erwiesen hatte; und die Reue stellte sich ein, ihm

dafür so schlecht gedankt zu haben. Die Stände ließen indessen nicht nach, in den Kaiser zu dringen, er möchte Böhmen besuchen, und den verheissenen Landtag halten. Er schrieb ihn im Anfange des 1614ten Jahres, weil zu Prag die Pest war, nach Budweis aus. Mit Pracht und Ehrerbiethung empfingen ihn hier die Stände; aber mit Festigkeit bestunden sie auf den Artikeln, die sie ihm vor der Krönung vorgelegt hatten. Der Kaiser half sich mit einem neuen Aufschub. Das müste er reiflicher überlegen, war seine Antwort; sie müsten bis zu einem allgemeinen Landtage, auf dem auch die Schlesier, Mährer, und Lausitzer erscheinen würden, Geduld haben. Er schrieb auch diesen großen Landtag für den Jäner des Jahres 1615 nach Prag aus. Vermuthlich ließen sich die Böhmen den Aufschub gefallen, weil sie ihre Absicht auf einem grossen Landtage eher durchzusetzen hoften; besonders, da der Kaiser versprach, auch Abgeordnete der Hungarn und Oesterreicher dabey zuzulassen. Denn sie konnten hoffen, von den Ständen der andern Länder, die gleichfalls guten Theils Protestanten waren, unterstützt zu werden.

So

So etwas besorgten auch die getreuesten Räthe des Kaisers. Sie stellten ihm vor, daß unter den Ständen aller seiner Länder die Protestanten zahlreich und mächtig wären; eben diese wünschten die Gewalt des Landesfürsten immer mehr einzuschränken; weil sie befürchteten: wenn der Katholische Fürst freye Macht hätte, würde er ihre Religionsfreyheit wenigstens sehr beschneiden. Kämen diese aus allen Ländern zusammen, würden sie auch gemeinschaftliche Mittel zur Aufrechthaltung ihrer Religion, und zur Herabsetzung des Königlichen Ansehens verabreden. Man müste also Zusammenkünfte dieser Art gar nicht dulden, geschweige denn, sie selbst ausschreiben. Aber der Kaiser befolgte diesen weisen Rath so wenig; daß er, ohne den großen Landtag zu Prag abzuwarten, noch in eben diesem Jahre Abgeordnete der Stände aus allen Ländern nach Linz zusammenberief; da sowohl zu Wien, als zu Prag die Pest noch immer herrschte. Er wollte einmal zur Behauptung Siebenbürgens Türkenkrieg. Da er nun diesen ohne die größten Anstrengungen der Länder nicht führen konnte, wollte er sie hier alle auf einmal dafür stimmen. Aber so sehr der Kaiser den Krieg wünsch-

wünschte, so sehr scheueten ihn die Stände aller Länder. Die Abgeordneten aus Böhmen: Adam von Waldstein der jüngere, Wilhelm von Slawata, Heinrich Mathias Graf von Thurn, und Leonard von Fels aus dem Herrenstande; Johann von Klenowa, und Prokop Dworzeczky aus der Ritterschaft; und Sigmund Celestin ein Bürger der Altstadt Prag; entschuldigten sich erst, daß sie von den Ständen nicht bevollmächtigt wären, über den Türkenkrieg zu verhandeln. Und am Ende erklärten sie sich mit allen übrigen Abgeordneten einstimmig: den Türkenkrieg müsse man schlechterdings zu vermeiden trachten; den Verlust von Siebenbürgen verschmerzen; und sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor, so sehr er mit den Türken einverstanden wäre, in ein gutes Vernehmen setzen. Das würde auch den Frieden mit den Türken selbst befestigen.

XLIX.

Groſzer Landtag. Mathias räumt den Ständen wichtige Freyheiten ein.

So sehr zu Linz die Hofnungen des Kaisers getäuscht worden; so froh waren seine Räthe, daſz es noch so abgelaufen ist. Die leztern sahen mit der äussersten Besorgniſz einem Bunde aller Landes-stände wider den Monarchen entgegen, und waren es also gar sehr zufrieden, daſz die Abgeordneten, ohne Erwähnung desselben, auseinander gegangen sind. Der Kaiser hingegen glaubte von seinem Recht auf Siebenbürgen, das den Verträgen zu Folge schon nach Boczkay's Tod ihm hätte zufallen sollen, die Stände gewiſz zu überzeugen, und sie eben so gewiſz zu einem gerechten und fast nothwendigen Kriege zu überreden; und gab nur ungern die Hofnung einer so vortheilhaften Eroberung auf, wie die von Siebenbürgen war. Aber wie oft miſzlingt uns Menschen eine Hofnung zu unserm Glück? und davon wurde Mathias bald überzeuget; da

sich in wenigen Jahren Vorfälle ergeben haben, die seinem Hause, wenn es zugleich mit den Türken zu kriegen gehabt hätte, vielleicht den Untergang zugezogen haben würden. Und wie oft freuen sich Menschen eines schon überstandenen Unglücks, das im Grunde noch nicht überstanden ist? so voreilig war auch die Freude der Räthe des Mathias nach der Linzer Zusammenkunft. Der gefürchtete Bund der Stände der verschiedenen Länder kam später doch zu Stande; und die Böhmischen legten den Grund dazu.

Dieses geschah auf dem großen Landtage, der zwar etwas später, als er ausgeschrieben worden, aber doch im Jahre 1615, zu Prag gehalten worden ist. Auf die Wichtigkeit der auf demselben abgehandelten Geschäfte kann man schon aus seiner ausserordentlich langen Dauer schliessen; denn da er zu Ende des Maymonats eröfnet worden, so erfolgte sein Schluß doch erst mit dem Anfang des Novembers. Die Stände sahen hier alle ihre Wünsche erfüllt. Der Bund aller Böhmischen Kronländer, dessen Gegenstand die Aufrechthaltung ihrer Freyheiten war, erhielt die Königliche Beståttigung. Den Ständen wurde erlaubt alle Arten von Versammlun-

gen

gen zu halten, wenn und wo sie es für gut fänden. Die Landesdefension, das ist: die Errichtung eines stehenden, von den Ständen allein abhängenden, Kriegsheeres, hieß der König nicht weniger gut. Er willigte ferner ein, daß die Stände für sich mit den benachbarten Fürsten Erbeinigungen, das ist: erbliche Schutzbündnisse, schliessen durften. Endlich versprach er, sich, wo nicht immer, doch oft im Königreiche aufzuhalten. Für alles das übernahmen die Stände die Schulden der Krone, und bewilligten die zur Ausbauung des Königlichen Schloßes nöthigen 55000 Gulden.

Auch für den Flor der Böhmischen Muttersprache legten die versammelten Stände auf diesem Landtage im Ganzen einen rühmlichen, nur in einzelnen Stücken vielleicht übertriebenen, Eifer an den Tag. Sie verordneten: Bürger in Böhmen sollte ein Ausländer nur dann werden können, wenn er so viel Böhmisch kann, daß er vor Gericht es selbst zu sprechen im Stande ist; aber zu einem öffentlichen Amte sollten darum weder er selbst, noch seine Kinder, sondern erst seine Kindeskinder fähig seyn. An jenen Kirchen, in welchen sonst Böhmisch gepredigt, oder gelehrt worden

ist,

ist, sollten den itzigen Deutschen Pfarrern und Schulmeistern nach ihrem Tode keine andere als Böhmische nachfolgen; und Deutsch zu predigen oder zu lehren, ward bey einer beträchtlichen Geldstrafe an allen jenen Orten verbothen, wo es noch vor zehn Jahren in der Böhmischen Sprache geschehen ist. Endlich sprach der Landtag wider alle Hohe und Niedere, die in Gesellschaften eine andere Sprache als die Böhmische sprechen, das Urtheil der Landesverweisung aus; welches nach sechs Monaten, wenn sie auf dem Gebrauch einer fremden Sprache bestehen würden, vollzogen werden sollte. In der Zwischenzeit aber sollte jeder, der nicht Böhmisch spricht, aller Rechte eines Böhmischen Staatsbürgers verlustig seyn, ja! so gar als ein Störer der öffentlichen Ruhe angesehen werden. Das ist wohl doch ein wenig zu hart. Aber freylich ist auf der andern Seite jeder Böhme dieses Nahmens einer edlen Nazion nicht würdig, der sich der Sprache schämt, in der unsere großen Ahnen ihre Heldengesinnungen auszudrücken pflegten. Mathias schenkte im übrigen auch diesen Beschlüssen des Landtages seinen Königlichen Beyfall, und gewann dafür die Liebe der Nazion.

Dies

Dieser Liebe sich noch mehr zu versichern, kam er im Anfang des 1617ten Jahres wieder nach Böhmen. Er schmeichelte der Nazion dadurch, daß er seine Gemahlinn mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zur Königinn von Böhmen krönen ließ. Diese Frau war eine Tochter des einst in Böhmen so allgemein geliebten Statthalters Erzherzog Ferdinands, des Stifters der Tyrolschen Linie, aus seiner zweyten Gemahlinn Anna Katharina, welche aus dem Hause Gonzaga und eine Tochter des Herzogs von Mantua Wilhelms III. war. Sie war mit Mathias seit dem 4ten Dezember 1611 vermählt; und die Böhmischen Stände hatten ihr schon auf dem Budweiser Landtage durch ein Geschenk von 83000 Gulden einen Beweis ihrer Zuneigung gegeben, die Sie vielleicht dem Andenken ihres Vaters mit zu danken hatte. Um ihre Krönung noch mehr zu verherrlichen, gab ihr Kaiserlicher Gemahl zu Prag ein glänzendes Turnier, und trat dabey selbst als Mitkämpfer auf. In den ritterlichen Uebungen auf demselben zeichnete sich zum Ruhm des vaterländischen Adels am meisten der Böhmische Reichsbaron Ulrich von Kinsky aus.

L.

Die nähern Erben entsagen zu Gunsten Ferdinands der Thronfolge.

Kaiser Mathias lebte mit seiner Gemahlinn bis itzt in einer kinderlosen Ehe; und bey einem Alter von 60 Jahren, und bey seiner Kränklichkeit, war eher sein baldiger Tod zu fürchten, als ein Leibeserbe von ihm noch zu hoffen. Ob aber auf diesen Fall, wenn besonders der Kaiser unvermuthet sterben sollte, das Haus Oesterreich um die Nachfolge, wo nicht in allen, doch in den meisten seinen Ländern kommen könnte? war eben keine aus der Luft gegriffene Besorgniß der Prinzen dieses Hauses. Denn obgleich das Erbrecht Oesterreichs ausgemacht, und von den Nazionen selbst anerkannt war: so machte doch die mächtige Protestantische Parthey kein Geheimniß aus ihrem Wunsche, die Königswahl einzuführen; um so der Katholischen Könige, von denen sie immer Religionsdruck befürchtete, loszuwerden. Diesen Wunsch äusserte man

in

in Böhmen am lautesten; und das Orakel der Evangelischständischen Parthey Graf Thurn machte bey jeder Gelegenheit ohne Zurückhaltung den Vertheidiger der Wahlfreyheit. Diese Absicht war bey dem Absterben eines kinderlosen Königs leichter auszuführen. Dem vorzubeugen, faßten die Prinzen den gemeinschaftlichen Entschuß: den Kaiser zur Ernennung eines Thronfolgers bey seinen Lebzeiten zu bewegen; den man so fort durch die Stände der Länder dafür erkennen, allenfalls auch in Hungarn und Böhmen sogleich krönen lassen könnte.

Itzt entstund die Frage über die Person dieses Thronfolgers? der Kaiser hatte freylich noch zwey Brüder am Leben: den Deutschmeister Erzherzog Maximilian, und den Besitzer der Niederlande Erzherzog Albrechten. Aber der Letztere war nur um zwey Jahre, und der Erstere nur um eines jünger als der Kaiser: und da Maximilian als Deutschmeister nicht verehlicht war, Albrecht von seiner Gemahlinn nach einer Ehe von achtzehn Jahren noch keine Kinder hatte, und keine mehr hofte; so wäre nach ihrem Tode eben die bedenkliche Lage für das Oesterreichsche Haus eingetreten, wie nach jenem des Kaisers. Ma-

ximilian trug also selbst darauf an, ihn und seinen Bruder zu übergehen; und den nächsten Erben nach ihnen, Erzherzog Ferdinanden von der Steyermärkischen Linie schon itzt zur Erbschaft zu berufen; durch den zugleich die Fortpflanzung des Hauses gesichert wäre, da er bereits drey Söhne hätte: Johann Karln von eilf, Ferdinanden von acht, und Leopold Wilhelmen von zwey Jahren? Damit aber Ferdinanden Maximilians und Albrechts näheres Erbrecht nicht im Wege stünde, war es nöthig, daß beyde demselben entsagten. Niemand war hiezu williger als Maximilian selbst, der nie herrschen wollte, wenn er nur die Ruhe der Länder befestigte, was er schon damals bewiesen, als er die Kaiserwürde abgelehnet hat. Und man kann wohl sagen: dieser edle Prinz habe mehr Mühe angewandt, eine ihm gebührende Erbschaft einem andern zuzuschanzen, als mancher andere eine an sich zu bringen. Er unternahm selbst die beschwerliche Reise nach den Niederlanden, um auch seinen Bruder Albrecht zu einer gleichen Entsagung zu überreden, was ihm auch bey der Gutmüthigkeit desselben, sehr leicht gelang.

Aber bald hätten diese beyden Entsagungen Ferdinanden keinen Vortheil gebracht.

Phi-

Philipp III. König von Spanien, Philipps II. Sohn, behauptete, nach den Brüdern des Kaisers das nächste Recht auf dessen Erbschaft zu haben; und dieses weil seine Mutter Anna, Kaiser Maximilians älteste Tochter, auch nach den Söhnen seine nächste Erbinn seyn müste, in deren Rechte nun er, als ihr Sohn, eintrete. Ohne zu untersuchen, ob es Spanische Sitte sey, daß die Töchter den Vättern vorgehen; so räumen in den Ländern, von welchen hier die Rede war, die Gesetze den weiblichen Nachkommen eher kein Recht zum Throne ein, als nach gänzlichem Abgang der Männlichen. Man hätte also Philippen mit seinem Anspruche geradezu abweisen können; aber man muste sich hüten, die beyden Oesterreichischen Häuser, das Deutsche und das Spanische, in einem Zeitpunkte zu entzweyen, in welchem sie nur durch zusammengesetzte Kräfte die Entwürfe ihrer gemeinschaftlichen Feinde vereiteln konnten. Man zog daher den Weg einer freundschaftlichen Unterhandlung vor; und versuchte, den König von Spanien in der Güte dahin zu bringen, daß er, nach dem Beyspiele der beyden Brüder des Kaisers, seinem Erbrechte freywillig entsage. Es scheint, daß diese Entsagung gerade die mei-

ste

ste Mühe gekostet hat. König Philipp opferte sein vermeintes Erbrecht nur gegen eine für das Deutsche Haus Oesterreich sehr lästige Bedingung auf. Erzherzog Ferdinand muste sich ingeheim, und ohne Wissen des Kaisers, verbinden: nach dessen Tod Elsaß und die sogenannten Vorlande in Schwaben an das Spanische Haus Oesterreich abzutreten. Indessen ward dadurch zu einem bessern Einverständniße zwischen den beyden Häusern, die schon seit Karls V. Entsagung kaltsinnig gegen einander waren, wieder der Grund gelegt. Spanien entließ Ferdinanden in der Folge wieder der Verbindung, etwas abzutreten; und es leistete ihm wider seine Feinde keinen unbeträchtlichen Beystand.

LI.

Ferdinands Anerkennung als Thronfolger und Krönung.

Sie sehen also, meine Besten! daß alle Prinzen des Hauses Oesterreich, die ein Erbrecht vor ihm hatten, oder auch zu haben vermeinten, es ganz zufrieden waren, daß Ferdinand dem Kaiser in seinen Ländern, und also auch in Böhmen nachfolge. Nun kam es nur noch darauf an: den Kaiser selbst dafür zu stimmen; und die Stände der Länder zur Einwilligung zu bereden. Der Kaiser war ganz natürlich, da die Rede von seiner Erbschaft war, die Hauptperson. Aber wer höret gern etwas von der Nothwendigkeit einen Erben zu ernennen? so was erinnert ans Sterben. Mathias war freylich alt: aber im höhern Alter fürchtet man oft den Tod viel mehr; so wie man hingegen in der blühenden Jugend zu dieser Furcht oft nur darum lacht, weil man vor dem Tode, wie vor einem sehr entfernten Feinde, noch lange sicher

zu

zu seyn glaubet. Nur nach wiederholten Vorstellungen gelang es also dem unermüdeten Erzherzog Maximilian, seinen kaiserlichen Bruder zu einem Entschluß zu bringen. Er erklärte sich endlich bereit; seinen Vätter Ferdinand an Sohnes statt anzunehmen, und das Recht zur Thronfolge auf ihn zu übertragen.

Zu dem letztern war die Einwilligung der Stände — ich rede vorzüglich von den Böhmischen — nothwendig. Sie könnten freylich, meine Lieben! nach der Ursache dieser Nothwendigkeit fragen; da ich ihnen schon mehrmal gesagt habe, daß Böhmen immer ein Erbreich war, und also die Stände, so lang ein rechtmäßiger Erbe da war, kein Wahlrecht hatten. Aber hier war gar nicht die Frage von einer Wahl Ferdinands zum Thronfolger durch die Stände; nein! sondern der König selbst ernannte ihn dazu. Weil aber die beyden Brüder des Mathias ein näheres Recht dazu hatten; so war Ferdinands Ernennung eine Abweichung von dem Erbfolgegesetz; und nur dazu foderte man der Stände Einwilligung. Daß Ferdinand einst, wenn die Reihe an ihn käme, den Böhmischen Thron nicht besteige, konnten die Stände mit Recht nicht hindern; wohl aber hätten sie Einwendungen

dawider machen können, daß er ihn vor den nähern Erben: Maximilian und Albrecht, besteigen sollte. Und diesen Einwendungen wollte man durch die gesuchte Einwilligung vorkommen.

Erzherzog Maximilian hatte dem Kaiser den Rath gegeben, ehe er die öffentliche Beystimmung der Stände suchen würde, sich unter der Hand der Katholiken in allen Ländern zu versichern. Dieser Rath war sehr weise. Man war auf diese Art schon zum voraus einer großen Anzahl Stimmen gewiß; und in unserm Böhmen waren es gerade die der mächtigsten Reichsbaronen. Vielleicht bewog auch die Unterstützung, die er von ihnen hofte, den Kaiser: selbst die allgemeine Einwilligung der Stände hier eher zu suchen, als in den übrigen Ländern. Dieses geschah den 3ten May 1617, an welchem Tage der Kaiser den versammelten Ständen erklärte: er finde es, wegen seines und seiner beyden Brüder Maximilians und Albrechts höhern Alters, und ihrer Kinderlosigkeit für gut, daß sein Vätter Erzherzog Ferdinand, auf den er alle Rechte eines Sohns übertrage, auch zum König von Böhmen angenommen, ausgeruffen, und gekrönt werde. Der oberste Burggraf des Königreichs Adam von Sternberg

er=

erklärte sich sogleich für die Annahme des Königlichen Vorschlags; den dann viele Reichsbaronen, als: die Lobkowitze, die Talmberge, und selbst die Evangelischen Schlicke unterstützten. Thurn und Feis widersprachen zwar; aber nur sehr wenige stimmten ihnen bey. Es ward also beynahe einmüthig der Schluß gefaßt: Ferdinanden als Thronfolger zu erkennen, wenn er die gewöhnlichen Verbindungen eingehen würde: die Privilegien der Stände vor der wirklichen Thronbesteigung zu bestätigen; und sich, bey des wirklichen Königs Lebzeiten, in die Regierung des Landes nicht zu mischen. So wie der Thronfolger die gefoderte Verbindung ausgestellt hatte; ward er den 9ten Junius als König ausgeruffen, und den 29ten darauf feyerlich gekrönet. Die Krönung verrichtete der Prager Erzbischof Johann Lohelius, der diese Würde seit dem J. 1614, in welchem sein Vorfahr Lamberg gestorben war, bekleidete. Er war aus dem Prämonstratenserorden, von bürgerlicher Abkunft; und hatte bloß seinem frommen Wandel erst die Stelle eines Abtes im Stifte Strahof, dann die des Oberhirten Böhmens zu danken. Der neugekrönte König nahm bald darauf die vorläufige Huldigung in Schle-

sien,

sien, und in der Lausitz ein. Bevor er sich aber nach diesen Ländern verfügte, hatte er am Sächsischen Hofe zu Dresden eingesprochen. Hier wuste er den Kurfürsten von Sachsen Johann Georgen so sehr zu gewinnen, daß dieser ungeachtet der Verschiedenheit der Religion sein Freund in so hohem Grade ward, daß er selbst wider die eigenen Glaubensgenossen für Ferdinanden die Waffen in der Folge ergriffen hat.

LII.

Ferdinands Erziehung, und Eifer für die Katholische Kirche.

Der gute Fortgang des Thronfolgeschäfts in Böhmen hat alle Erwartungen des Kaisers und des künftigen Königs übertroffen. Denn, wenn man gleich der mächtigen Katholischen Reichsbaronen sicher gewesen; so muste man doch von dem mit eben so viel Gewißheit vorhergesehenen Widerstand der Häupter der Evangelischen Parthey um so mehr befürchten, je größer der Anhang derselben,

unter der Ritterschaft, und im Volke war. Aber selbst diejenigen, die dawider gestimmt hatten, enthielten sich nach geschehener Sache nicht nur jeder unruhigen Bewegung, sondern selbst jeder Aeußerung des Mißfallens; man wollte denn das dafür ausgeben, daß sie der Krönung Ferdinands nicht beywohnten. Doch thaten sie auch das mit einer Art Schonung; indem sie sich eher unter allerley Vorwand aus der Hauptstadt entfernt haben. Indessen empfand über den guten Erfolg niemand mehr Freude, als Ferdinand selbst. Er verrieth sie auch ohne alle Zurückhaltung gegen diejenigen Stände, die den bey solchen Vorfällen gewöhnlichen Glückwunsch bey ihm ablegten. Er eilte ihnen mit entblößtem Haupt entgegen, und drückte einem jeden Einzelnen auf das vertraulichste die Hand. Man muß gestehen, daß eben dieses Geschäft in Hungarn viel mehr Schwierigkeiten gefunden hat; ob es schon auch dort endlich zu Stande kam, und Ferdinanden auch die Hungarsche Krone noch bey Mathias Lebzeiten aufgesetzt worden ist.

Doch da ich von den Schwierigkeiten spreche, die man bey Ferdinands Anerkennung befürchtet hat; so könnten meine kleinen Freunde wohl nach der eigentlichen Ur-

sache

sache fragen, aus der man sie befürchtet habe? Und ich dächte, sie könnten diese Ursache wohl selbst errathen. Ferdinand war nicht nur, wie alle Prinzen seines Hauses, eifrigkatholisch; sondern er hatte auch schon seinen Eifer für die Katholische Religion durch Handlungen bewiesen, welche die Evangelischen in Böhmen keine Zeiten Maximilians, ja nicht einmal die Zeiten Rudolfs oder des Mathias hoffen ließen. Doch ich muß mit Ferdinands ganzer Denkungsart in Religionssachen sie bekannter machen; das wird über manches, was ich ihnen in der Folge erzählen werde, Licht verbreiten. Wir wollen auf seine Erziehung zurückgehen. Seine Mutter Maria war eine Bäyersche Prinzessinn, also aus einem Hause, wo der Eifer für die Katholische Religion erblich gewesen: und da ihre eigene Frömmigkeit so groß war, daß dieselbe Sie nach ihres Gemahls Tode verleitete, zu Grätz eine Nonne zu werden; so können sie denken, wie sehr es ihr am Herzen gelegen seyn mag, ihrem Sohn einen gleichen Eifer für die Katholische Religion bey Zeiten einzuflößen. Selbst der Aufenthalt zu Grätz, weil es dort viele Protestanten gab, schien der zärtlichbesorgten Mutter für den zwölfjährigen Sohn

— in diesem Alter hatte er seinen Vater Erzherzog Karln verloren — gefährlich; sie schickte ihn also nach dem erzkatholischen Bayern. Hier ward er unter der Aufsicht ihres Bruders Herzogs Wilhelm bis in sein achtzehntes Jahr erzogen; und hatte Lehrer aus dem Jesuitenorden, der es sich, in jenen Zeiten noch vielmehr als in der Folge, angelegen seyn ließ, alle diejenigen, die sich zu einer der von ihr getrennten Christlichen Gemeinden hielten, zu der Katholischen Kirche zurückzuführen. Man sah, wie ich schon sonst gesagt habe, auch äußerlichen Zwang nicht nur für ein erlaubtes, sondern auch für das sicherste Mittel an, diesen Zweck zu erreichen. Man versäumte also die Gelegenheit nicht, einem fürstlichen Schüler, der einst über zahlreiche Anderstglaubende herrschen würde, früh den Grundsatz einzuprägen, daß er die Pflicht auf sich habe, sie alle zur Annahme der Katholischen Lehre zu bewegen. Wilhelm, der Vaterstelle bey ihm vertrat, prieß diesen Grundsatz als heilig; er sah ihn in Bayern ausgeübt; und die zärtliche Mutter beschwur ihn sterbend, darnach zu handeln. Es ist auch nach allen dem wenigstens wahrscheinlich, daß Ferdinand sich zur Befolgung desselben durch

ein

ein Gelübde verbunden hat; wie es einige Geschichtschreiber behaupten.

Nun trat er nach erreichter Volljährigkeit die Regierung der von seinem Vater an ihn gefallenen Herzogthümer: Steyermark, Kärnthen, und Krain an, von deren Inwohnern wohl zwey Drittheile Protestanten waren. Sein Vater hatte ihnen achtzehn Jahre zuvor Freyheit ihrer Religion ertheilet; sie verlangten von dem Sohne vor der Huldigung die Beståttigung derselben. Ferdinand verweigerte sie; indem er sagte: Huldigung und Religionsfreyheit håtten gar nichts mit einander zu thun. Schon dieser erste Auftritt versprach den Protestanten nichts Gutes. Bald folgten mehrere. Er nahm seines Vaters Begünstigung zurück. Schafte die Protestantischen Prediger aller Orten ab, und stellte dafür überall Katholische Seelsorger an. Dem Adel verboth er jede Art Protestantischen Gottesdienstes. Den Bürgern, und Bauern bestimmte er eine Zeit, binnen welcher sie entweder Katholisch werden, oder aus dem Lande ziehen musten. Dann schickte er Kommissarien mit einer Bedeckung von Soldaten herum, um den Katholischen Gottesdienst im ganzen Lande einzuführen. Ja! er ließ sogar zum Schre-

cke.

cken Galgen aufrichten; auf denen doch niemand gehängt ward. Denn nach einigem Sträuben, that man — ob vom Herzen? — was der Landesfürst wollte. Welch einen Begriff muste alles das den Böhmischen Evangelischen von Ferdinanden beybringen?

LIII.

Erste Veranlassung zum Ausbruche der Unruhen.

Nach allen dem, was ich ihnen, meine Lieben! von Ferdinanden jüngst gesagt habe, dürften sie sich itzt wohl wundern, daß die ganze Evangelische Parthey nicht mit vereinten Kräften seiner Anerkennung entgegen gearbeitet habe? Aber Mathias hatte dadurch, daß er auf dem großen Landtage den Ständen Alles bewilligt hatte, selbst die meisten aus den Evangelischen gewonnen; und sie dadurch geneigt gemacht, auch wieder seine Wünsche zu erfüllen. Endlich mögen sie geglaubt haben, wider Schritte, die Ferdinand in Steyermark gewagt hat, auf eine doppelte Art gesichert

zu seyn. Durch Ferdinands feyerliche Verbindung, vor der Thronbesteigung alle Privilegien, folglich auch den Majestätsbrief, zu bestättigen; und durch die auf dem großen Landtage so sehr erweiterte Macht der Stände, bey der es ihnen leicht seyn muste, besonders weil das Kriegsheer ganz von ihnen abhieng, dem König Trotz zu biethen.

Aber so zufrieden die Böhmischen Stände mit ihrem Könige seit einer Zeit zu seyn schienen; so wenig dauerhaft war diese Zufriedenheit. Mathias verließ Prag unter dem Vorwande, seine Gesundheit in Wien besser zu pflegen. Das wollte man nun nicht glauben; sondern man behauptete dreist, es geschehe aus Mißtrauen gegen die Böhmische Nazion. Auch schien es vielen ein Beweis der Abneigung gegen das Land zu seyn, daß er es der im Königlichen Schloß aufbewahrten Kostbarkeiten, die sein Kaiserlicher Bruder vermehrt hatte, beraubte; indem er einen Theil derselben nach Wien schaffen ließ. Bey diesem doppelten Anlaß zum allgemeinen Mißvergnügen; glaubten die Evangelischen noch einen besondern zur lauten Klage zu haben. Der König übertrug bey seiner Entfernung die Regierung des Landes zehn Statthaltern — in unserer

Spra-

Sprache heissen sie Mistodrzicy. Von diesen waren sieben Katholisch; nähmlich: der oberste Burggraf Adam von Sternberg, der oberste Hofrichter und Kammerpräsident Wilhelm von Slawata, der oberste Hofmarschall und Karlsteiner Burgraf Jaroslaw von Martinicz, der Großprior der Johanniter Diepold von Lobkowicz, der oberste Landhofmeister Adam von Waldstein, der oberste Landrichter Georg von Talmberg, und der königliche Rath Karl Mraczky von Duba; aber nur drey, der oberste Landschreiber Johann von Klenowa, der Landesunterkämmerer Burghard Tocznik von Krzinitz, und Ulrich von Gerstorf, Evangelisch. Schon, daß die Katholiken die Mehrheit der Stimmen hatten, da sie, bey ihrer überwiegenden Anzahl im Lande, wenigstens eine Gleichheit foderten, mißfiel ihnen. Aber heftig aufgebracht wurden sie dadurch, daß Slawata und Martinicz unter den Statthaltern waren. Denn die Evangelischen Stände hatten diese zwey Reichsbaronen, weil sie die Ertheilung des Majestätsbriefs widerrathen, und den nachher getroffenen Vergleich beyder Religionspartheyen nicht unterschreiben wollten, schon im Jahre 1609 öffentlich für Feinde der Böhmischen

Kon-

Konfession erkläret. Man beschuldigte sie auch laut, daß beyde ihre Evangelischen Unterthanen mit Härte behandelten, und mit Gewalt zu Katholiken machen wollten.

Bey dieser Verbitterung der Gemüther brauchte es eben nicht viel, um sie in offenbare Gewaltthaten ausbrechen zu machen. Und unglücklicher Weise war schon seit einiger Zeit ein neuer Zankapfel zwischen beyden Religionspartheyen da. Ungeachtet der Majestätsbrief nur den drey Ständen: den Herren, Rittern, und Bürgern der Königlichen Städte, das Recht gab, Kirchen zum Evangelischen Gottesdienst zu bauen; so maßten sich desselben doch auch andere an. Der Abt des Benediktinerklosters Braunau hatte schon im J. 1611 die Bürger der ihm zugehörenden Stadt Braunau bey König Mathias verklagt, daß sie ohne seine Erlaubniß eine Evangelische Kirche bauten. Der Kaiser befahl den Bau einzustellen; aber die Defensoren — jene dreyßig Glaubensbeschützer, die sich die Evangelischen, nach dem Majestätsbrief wählen durften — hießen die Braunauer fortbauen. Sie behaupteten: der König hätte den Unterthanen auf den Kammergütern Kirchen zu bauen erlaubt; nun wären aber die Unter-

tha-

thanen auf geistlichen Gütern wie die auf den Kammergütern zu betrachten, weil der König von Böhmen sich im Nothfalle zu den Bedürfnissen des Staats der Einkünfte der Geistlichkeit nach den Landesgesetzen bedienen könne. Mittlerweile klagte im J. 1614 der Erzbischof Lohelius, daß auch die Bürger seiner Stadt Klostergrab eigenmächtig eine Evangelische Kirche bauten. Der Kaiser, nachdem er sich zuvor gegen einige Defensoren mündlich erkläret: er sähe es nicht ein, daß der Majestätsbrief geistliche Unterthanen berechtige, ohne Erlaubniß ihrer Obrigkeit Kirchen zu bauen; gab im J. 1616 den ausdrücklichen Befehl: beyde Kirchen, zu Braunau, und zu Klostergrab, sogleich zu schliessen. Die Klostergraber unterwarfen sich willig; und der Erzbischof ließ die Kirche noch in eben dem Jahre wieder einreißen, ohne daß sich jemand regte. Aber die Braunauer wollten die Schlüssel durchaus nicht hergeben, und widersetzten sich den königlichen Kommissarien, welche die Kirche versiegeln sollten. Das zog den Rädelsführern die Kerkerstrafe zu. Die Defensoren sahen das für eine Kränkung der Religionsfreyheit an; und schrieben für den 6ten März 1618 eine Zusammenkunft der Stände

ih-

ihrer Parthey im Karolin aus. Auf dieser verbanden sich die Stände zur Vertheidigung des Majestätsbriefs; und begehrten dann in zwey Bittschriften, an die Statthalter, und an den Kaiser selbst: Abstellung der Religionsbedrückungen, und Entlassung der Braunauer aus dem Verhafte. Das war gleichsam das Vorspiel zu den bald darauf erfolgten schauderhaften Auftritten.

LIV.

Heinrich Mathias Graf Thurn das Haupt der Mißvergnügten.

Sie werden nun von mir die Erzählung jener schauderhaften Auftritte erwarten, deren ich jüngst erwähnte; aber ich muß sie erst mit dem Manne noch genauer bekannt machen, der die Haupttriebfeder von allem war, was in unserm Vaterlande, leider! nur zum Ruin desselben, itzt vorging. Dieser war der so oft genannte Graf Heinrich Mathias von Thurn; kein Böhme von Geburt, aber vermuthlich im Lande erzogen, weil schon sein

Va-

Vater sich hier niedergelassen hat. Er verband von der ersten Jugend an mit einem über die massen einnehmenden Wesen, eine ausserordentliche Tapferkeit, von der er wider die Türken, vermuthlich unter den aus Böhmen nach Hungarn geschickten Kriegsvölkern, Beweise gab. Das letztere empfahl ihn unter Rudolfs Regierung bey Hofe; da er sich durch die erstere Eigenschaft die Zuneigung der Nazion so sehr erworben hatte, daß man sich darüber hinaussetzte, daß er ein Ausländer war, und die Stände ihm endlich den Oberbefehl über ihre Kriegsmacht auftrugen: indessen ihn der Kaiser zum Burggrafen von Karlstein ernannte. — Auf diesem Schlosse wurden nähmlich sowohl die Böhmischen Reichskleinodien, als auch die für das Land wichtigen Schriften aufbewahrt. Karl IV. der Erbauer verordnete also: daß immer ein Reichsbaron und ein Ritter für die Sicherheit des Ortes sorgen, beyde den Nahmen, Burggrafen, führen, und der Aeltere aus ihnen, immer die Einkünfte des zum Schloße gehörigen Gebieths, oder der Herrschaft Karlstein, genießen sollte; in neuern Zeiten sind an die Stelle dieser Burggrafen die Kronhüter gekommen, deren einer vom Herrenstande,

und der zweyte aus der Ritterschaft ist. Sie sehen hieraus, daß die Stelle eines Karlsteiner Burggrafen nicht nur ehrenvoll, sondern auch einträglich war; und sie hätte den, der sie bekleidete, schon allein an den König, dem er sie zu danken hatte, fässeln können. Aber Thurn war vielleicht ein zu eifriger Protestant, um mit einem Katholischen König, von dem er wenigstens Druck seiner Religion befürchtete, ganz zufrieden zu seyn. Verrieth also bey verschiedenen Gelegenheiten Unzufriedenheit über die königlichen Anordnungen; sprach von den Vortheilen einer freyen Königswahl; behauptete auch, daß diese den Böhmischen Ständen zustehe. Das machte ihn bey den Evangelischen, noch beliebter, und sie wählten ihn mit zum Defensor, unter welchen er bald durch seinen Eifer sich so sehr auszeichnete, daß die übrigen sich gern nach seiner Meinung richteten.

Dieser feurige Eifer für die Protestantische Religion, und dieser Freyheitsinn des Grafen von Thurn, war bald auch ausser Böhmen bekannt. Und den Häuptern der Union in Deutschland, so wie den wider Spanien empörten Niederländern, muste er eben darum ein taugliches Werkzeug scheinen: Unruhen

hen zu erregen, durch welche Oesterreichs Macht geschwächt werden könnte. Denn das musten sie eben darum wünschen; weil sie ihre und aller Protestanten Unterdrückung von diesem mächtigen und zugleich gutkatholischen Hause befürchteten. Es entstund also zwischen ihnen und dem Grafen bald ein genaues Einverständniß, wovon sich schon zur Zeit des Passauer Einfalls Spuren zeigten. Ich habe es, da ich von demselben handelte, ihnen gesagt, daß einer der unirten Fürsten den Böhmischen Ständen damals Beystand angebothen; und itzt muß ich noch nachholen, daß ein anderer dieser Fürsten dem Grafen von Thurn gerade um die Zeit ein Geschenke mit einem Sebel und einem Paar Pistolen gemacht habe; gleichsam um ihn zu erinnern, die Waffen für die gemeine Sache zu gebrauchen.

Aber noch schien einem Thurn der Zeitpunkt zum Ausbruche nicht da zu seyn. Die Böhmischen Evangelischen versprachen sich von Mathias, wenn sie ihm auf den Thron verhülfen, neue Begünstigungen, und folglich freyere Hände, die Macht der Stände zu vermehren, der sie sich in der Folge zum Umsturz des Thrones selbst bedienen könnten.

Das

Das gelang ihnen auch auf dem großen Landtage im J. 1616, und Thurn sah sich an der Spitze eines Heeres, dem der König nichts zu befehlen hatte; das allein von den Ständen abhing, die Thurn als allgemein anerkannter Verfechter der bürgerlichen und Religionsfreyheit lenkte, wie er wollte. Auch war itzt dieser Mann um so geneigter, an der Ausführung der feindseligen Entwürfe wider das Haus Oesterreich zu arbeiten; weil sich zu seinen übrigen Beweggründen Rachgier gesellt hatte. Der Kaiser hatte ihm, aufgebracht durch den Freyheitssinn, den derselbe überall an Tag legte, die Stelle des Karlsteiner Burggrafen genommen: um so mehr beschloß Thurn das Ansehen, das er als Defensor, und die Macht, die er als Ständischer Feldherr hatte, wider den Monarchen zu gebrauchen; denn weder die eine noch die andere dieser Stellen konnte ihm der König entziehen. Sollte es ihm, wie er das hoffen zu können glaubte, gelingen, der Oesterreichischen Herrschaft in Böhmen ein Ende zu machen; so zweifelte er nicht, daß man ihn bey der neuen Verfassung auch durch neue Ehrenstellen, für die verlorne schadlos halten würde.

Die-

Diejenigen, die aus Böhmens Adel, mit einem Thurn einverstanden waren, werden wir in der Folge selbst aus ihren Handlungen kennen lernen. Hier muß ich ihnen nur vorläufig einen Wenzel von Budowa, und einen Wilhelm von Raupowa nennen; von welchen der erste eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, der zweyte sonst viele Einsichten besaß. Sie haßten vielleicht beyde die itzige Regierung auch darum; weil sie, als Böhmische Brüder, auf die Gunst eines eifrigkatholischen Königs noch viel weniger rechnen konnten, als selbst die Evangelischen.

LV.

LV.

Schreckliche Gewaltthat an zwey Königlichen Statthaltern.

Bald nach der Zusammenkunft der Evangelischen am 6ten März verbreiteten sich unter dem Volke allerley Sagen, die es beunruhigen konnten. Als: der Kaiser werde ehstens fremdes Kriegsvolk in das Land führen; und der neue König würde sich durch den Majestätsbrief so wenig, als durch alles das, was er Leuten von einer andern Religion versprochen hat, binden lassen. Weil man nun Grund zum Verdacht hatte, daß die erwähnte Zusammenkunft zu diesen Sagen Anlaß gegeben; verboth der Kaiser den Evangelischen, sich ferner zu versammeln. Nun überredete Thurn die übrigen Defensoren: der Majestätsbrief wäre in Gefahr, und man müsse alles wagen, um ihn zu retten. Sie sagten also, ohne sich an das Königliche Verboth zu kehren, für den 21, 22, 23ten May eine neue Versammlung an; und ließen am 20ten, der ge-

rade ein Sonntag war, durch die Evangelischen Prediger das Volk zum Gebeth ermahnen; damit Gott das Herz des Kaisers lenke, daß derselbe den Bitten der Defensoren, um Abstellung der Religionsbedrückungen, Gehör gebe. Zugleich ließen sie von der Kanzel das Volk warnen, keinen Glauben der Verläumdung beyzumessen: als wenn die Defensoren, und die Evangelischen Stände überhaupt, aufrührische Gesinnungen hätten. Sie suchten nichts, als die Ehre Gottes, und die Gewissensfreyheit durch die Aufrechthaltung des Majestätsbriefs. So war der große Haufen darauf vorbereitet, die Defensoren, und die Evangelischen Stände bloß als Verfechter der verfolgten Religion anzusehen, und sie als solche auch zu unterstützen. Nichts bringt den Pöbel mehr auf, als wenn man ihm weiß macht, seine Religion sey in Gefahr; und das kann man ihm um so leichter weiß machen, je unwissender er meistens in seiner eigenen Religion ist.

Den 21ten May am ersten Tage der Zusammentretung wurden die zahlreichen Versammelten von den Königlichen Statthaltern auf das Königliche Schloß in die Kanzley, wo die Statthalter ihre Sitzungen hielten, be-

berufen. Hier ward ihnen ein Königliches Schreiben vorgelesen, wodurch alle Versammlungen ihnen aufs neue verbothen wurden. Sowohl dieses Verboth, als die im Schreiben enthaltenen Vorwürfe, daß sie Dinge thäten, zu denen ihnen der Majestätsbrief kein Recht gäbe, brachten die Stände in Harnisch. Sie verfielen dann auf den Argwohn: das verhaßte Schreiben sey zu Prag verfaßt worden, und die Verfasser wären die zwey allgemein bekannten Feinde der Evangelischen: Slawata und Martinicz. Trotz des Verboths, traten sie den 22. May gleich wieder zahlreich zusammen, um die weitern Maßregeln zu verabreden.

Den 23ten früh zogen die Evangelischen Stände selbst bewaffnet, und von bewaffneten Dienern begleitet, aus dem Karolin, ihrem Versammlungsorte, nach dem Königlichen Schloße. Sie besetzten alle Zugänge, und drangen dann mit Wildheit in das Zimmer — man nennt es das grüne — wo vier Statthalter: Sternberg, Slawata, Martinicz, und Diepold Lobkowitz, beysammen waren. Paul Rziczan sprach im Nahmen der Uebrigen. Er beschwerte sich über die Ausdrücke des Königlichen Schreibens, das ihre Ver-

 samm-

sammlungen für aufrührisch erkläre; wodurch ihre Köpfe der Gefahr ausgesezt würden, schmählich unter dem Schwerte des Scharfrichters zu fallen. Er verlangte dann zu wissen, ob nicht die Statthalter zu diesem Schreiben gerathen hätten? Die Statthalter antworteten: die Pflicht ihres Amtes erlaube ihnen keine Erklärung von der Art, wie sie die Stände foderten. Darüber entstund nun ein allgemeiner Lärm: und izt glaubten die Häupter der Parthey wäre der Zeitpunkt da, ihre Anhänger zu einer Gewaltthat zu verleiten; die ihnen die Hofnung benähme, die Gnade des Königs wieder zu erlangen, und sie also durch Nothwendigkeit und Verzweiflung in der Empörung bestärke.

Slawata und Martinicz waren lang der Gegenstand des Hasses der Evangelischen. Nun wuste man die Erbitterung wider sie durch Vorwürfe zu vermehren, die man ihnen insbesondere machte. Sie zwängen, hieß es, ihre Unterthanen mit Grausamkeiten zum Abfall von der Evangelischen Religion; wollten den Majestätsbrief vernichten, und ihre Evangelischen Mitstände dem Scharfrichter überliefern. Sie wären also als Friedensstörer zu betrachten. Man achtete nicht auf ihre

Ant-

Antwort: daß sie, wenn sie etwas verbrochen, nach den Gesetzen gerichtet zu werden, verlangten. Um aber die ganze Wuth der Parthey auf ihre zwey Hauptfeinde zu wenden; hatten die Anführer für die Entfernung Sternbergs und Lobkowitzens mittlerweile gesorgt. Und nun erinnerte Raupowa die Anwesenden: nach altböhmischer Sitte, wie er sich in der Muttersprache ausdrückte po staroczesku, mit den Störern der öffentlichen Ruhe zu verfahren; bey den Ahnen wäre nähmlich der Fenstersturz die Strafe dieses Verbrechens gewesen. Sogleich legte Wilhelm von Lobkowitz Hand an Martinitzen; seinem Beyspiel folgten Paul Rziczan, Ulrich Kinsky, Albrecht Smirziczky, und Paul Kaplirz: sie schleppten den Unglücklichen an das Fenster und warfen ihn hinab. Wer weis, ob sie, da ihre Wuth dadurch in etwas abgekühlt war, einen Slawata nicht verschont hätten? Aber das wollte Thurn nicht. Er deutete auf ihn mit den Worten: Edle Herren! hier habt ihr den Andern! Und sogleich ward von eben denen auch Slawata ergriffen, und flog seinem Freunde nach. Ein gleiches Schicksal hatte gleich darauf der Sekretär Philipp Plater, entweder

der weil er die Gewaltthat gemißbilligt, oder, was glaubwürdigere Geschichtschreiber behaupten, bloß aus Irrthum.

LVI.

Ihre Rettung.

Je mehr Mitleid, meine kleinen Freunde! sie mit den unglücklichen Opfern, die sich die Rache eines Thurn und seiner Anhänger lange ausersehen hatte, ganz gewiß gefühlt haben; um so mehr Freude werde ich ihnen durch die Versicherung machen, daß keinem aus ihnen der Fall das Leben gekostet hat. Wie das zugegangen ist, da sie doch 28 Ellen hoch herabfielen? Ja darüber hat man sich schon genug die Köpfe zerbrochen. Wenn die Katholiken, eben darum, weil sie einen Slawata und Martinitz als halbe Märtyrer für ihre Religion ansehen, hier ein Wunderwerk finden; so ging nach den Protestanten alles ganz natürlich zu. Sie behaupten: man hätte nach und nach aus den Fenstern der Königlichen Kanzley, wo allerdings viel geschrieben

ben wurde, so viel Trümmer oder Abschnitzel — ich muß dieses Wort wählen, um mich ihnen recht verständlich zu machen — vom Papier hinabgeworfen: daß diese sich endlich so sehr auf einander gehäuft hätten, daß sie den Herabgestürzten gleichsam zu Küssen oder Betten gedienet. Scheint ihnen das glaublicher, meine Besten! als ein Wunder? Was meinen sie, wie viel Zeit es gebraucht hätte, so viel Papiertrümmer anzuhäufen? und dieses in einem Zeitalter, wo man doch noch weniger schrieb, als handelte? Es wird also immer ein wenig schwer seyn, wenigstens ein Merkmal einer besondern Göttlichen Vorsorge hier ganz wegzuläugnen. Doch sie werden zu erfahren begierig seyn, wie es den Herabgestürzten eigentlich ergangen sey?

Martinitz, welcher der erste herabgeflogen, fiel sitzend auf, und war gar nicht beschädigt. Slawata ward schon beym Hinauswerfen vom Fenstergesimse verletzt, verwickelte sich in den Mantel, und fiel auf den Kopf. Martinitz half ihm auf; sonst wäre er vielleicht im Blut erstickt. Plater, von dem man sich mit der drolligen Sage herumträgt: er hätte den Herrn Statthalter auf den er gefallen wäre, gar höflich um Vergebung gebe-

ten,

ten, scheint am besten weggekommen zu seyn. Denn wirklich rafte er sich der erste auf. Aber unbekümmert um die beyden Statthalter, eilte er an die Moldau, und dann aus der Stadt gerade nach Wien. Er ward darauf in den Adelstand erhoben, und erhielt das Prädikat: von Hohenfall. Indessen brannten die Aufrührer auf die beyden Statthalter ihre Pistolen aus den Fenstern ab; aber nur eine Kugel quetschte Martinitzen am linken Arm. Doch mögen die Wüthenden ihre Opfer für todt gehalten haben; denn sie gingen mit dem Ausrufe: die Hunde haben schon genug! auseinander. Jtzt eilten einige getreue Diener der beyden Herren herbey. Das Haus ihres Freundes, des Böhmischen Kanzlers Zdenko von Lobkowicz, war das nächste; dort hoften sie also eine Zuflucht zu finden. Martinitz stieg auf einer Leiter durch ein Fenster ein; aber Slawata, den der Fall ungleich mehr mitgenommen, muste von seinen Dienern hinein getragen werden. Die Frau vom Hause, Zdenko's Gemahlinn Polyxena, eine Geborne von Pernstein, empfing die Unglücklichen mit der theilnehmendsten Menschenliebe. Aber bald kam es zu den Ohren ihrer Feinde, daß sie lebten, und hier

eine

eine Zuflucht gefunden hätten. Graf Thurn erschien sogleich an der Spitze eines Haufens Ständischer Soldaten, um sich ihrer zu bemächtigen. Die edle Polyxena wollte lieber alles wagen, als die Gesetze der Gastfreundschaft verletzen, und die Verfolgten, die bey Ihr Schutz gesucht hatten, ihren Feinden Preis geben. Sie allein setzte sich dem Anführer und seiner Schaar entgegen, und verweigerte ihnen standhaft den Eintritt in das Haus. Sie stellte dem Grafen Thurn vor: nur umsonst fodere er die Auslieferung derjenigen, die von dem Fenstersturze so übel zugerichtet wären, daß sie vom Bette nicht aufstehen könnten. Wirklich rettete die Heldinn die Unglücklichen. Thurn, mehr durch ihre Tugend, als durch ihre Vorstellungen besiegt, entfernte sich mit seinen Bewaffneten. Dieser ihm gestatteten Freyheit bediente sich Martinitz, um so bald als möglich aus Prag zu fliehen. Er verließ, da es finster geworden, das Lobkowitzische Haus, machte in seinem eigenen die weitern Anstalten, und ging des andern Tags, nachdem er das Gesicht mit Schießpulver entstellt hatte, bis auf den weissen Berg, wo ihn der Wagen schon erwartete, in dem er nach Bayern fuhr. Slawata,

der

der eine Wunde hatte, und überhaupt beym Falle weit mehr gelitten, genoß in dem Hause seiner Beschützerinn noch einige Tage der nöthigen Pflege. Endlich rettete er sich zugleich mit dem obersten Burggrafen, Adam von Sternberg, nach Passau. Es scheint, daß er dem Vorworte der Gemahlinn des Grafen Thurn die Freyheit es thun zu können, zu danken gehabt hat. Denn man weis, daß diese Frau, seine, Slawata's, Gattinn, als Sie die Gräfinn Thurn auf ihren Knieen um Beystand gebeten, mit Theilnahme aufgenommen hat. Ja! Sie sagte zu der Bittenden: was Sie itzt bey mir thun, werde ich bald bey Andern für meinen Gemahl thun müssen. Die kluge Frau scheint sich also gleich Anfangs keinen guten Ausgang von allen dem versprochen zu haben, was ihr Gemahl unternommen hat.

LVII.

LVII.

Ferneres Betragen der Stände und des Kaisers.

Der erste Schritt zum völligen Aufruhr war also gethan; denn das brauche ich ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß sich an denjenigen vergreifen, die der König zu seinen Stellvertretern ernannt hat, im Grund eben so viel sey, als sich an dem Könige selbst vergreifen. Aber man blieb bey diesem ersten Schritte nicht stehn. Der zweyte war, daß die Stände die Landesregierung ganz an sich rißen. Diese in ihrem Nahmen zu verwalten, wählten sie folgende dreyßig Direktoren, wie sie sie nannten. Aus dem Herrenstande: Bohuchwaln von Berka, der zugleich anstatt Adams von Sternberg oberster Burggraf seyn sollte, Wilhelmen von Lobkowitz, Pauln von Rziczan, Petern von Sswamberg, Wenzeln von Raupowa, Joachim Andresen Grafen von Schlick, Wenzeln von Berka, Johann Albinen Grafen von Schlick, Wenzeln von Budo-

dowa, und Radislawn von Kinsky; aus der Ritterschaft: Albrechten von Smirziczky, Kaspern von Kaplirz, Prokopen von Dworzeczky, Friedrichen von Bile, Bohuslawn von Michalowicz, Heinrichen Otta von Los, Johannsen Wostrowecz von Kralowicz, Albrechten von Pfefferkorn, Felix Wenzeln von Pietipesky, und Petern von Mühlhausen; aus den Bürgern: Martinen Frühwein, Johann Theodorn von Ottersdorf, Danieln Skreta, Johannsen Aurzinowsky, Valentinen Kochan, Tobiasen Ssteffek, Wenzeln Piseczky, Christophen Khober, Johannsen Schultheiß, und Maximilianen Hosstialek. Sie berichteten die geschehene Wahl an den Kaiser, und foderten von ihm, er sollte die Gewalt der Statthalter auf diese Direktoren übertragen. Zugleich wagten sie es, die Gewaltthat an Martinicz und Slawata zu rechtfertigen; und fügten einige Versicherungen ihrer Treue hinzu. Fuhren aber indessen fort, sich aller Rechte des Königs anzumassen: bemächtigten sich aller Königlichen Einkünfte; verwiesen den Erzbischof, verschiedene Aebte, und die Jesuiten des Landes — die letztern nicht nur wegen ihres Eifers für die Katholische Religion, sondern auch wegen ihrer Anhänglichkeit an den von

ihnen

ihnen erzogenen Thronfolger König Ferdinanden, den von dem Throne Böhmens auszuschliessen, vorzüglich im Entwurfe der Häupter der Parthey war. Auch eröfneten sie im ganzen Lande Werbungen, beschlossen die Vermehrung des stehenden Ständischen Heeres; und ließen ein Aufgeboth ergehen, dem zu Folge von den drey Ständen des Königreichs jedermann bereit seyn sollte, persönlich ins Feld zu ziehen, aus den Unterthanen aber sollte immer der zehnte, und wenn die Lage bedenklicher würde, sogar der fünfte Mann bewaffnet werden. Zum Oberfeldherrn der ganzen Kriegsmacht ernannten sie den Grafen Thurn aufs neue; und gaben ihm Leonarden Kolom von Fels, Johann den jüngern von Bubna, und Pauln Kaplirz, lauter bekannte Widersacher des Hofs, zu Gehülfen. Endlich luden sie nicht nur ihre Katholischen Mitstände ein, mit ihnen gemeine Sache zu machen; indem sie dreist behaupteten, nicht wider den Kaiser ihren König, wohl aber wider seine übelgesinnten Räthe, und wider einige meineidige Söhne des Vaterlands rüsteten sie sich: sondern sie suchten auch Beystand in den Böhmischen Kronländern, Mähren, Schlesien,

und

und in der Lausitz, ja selbst in Hungärn und Oesterreich.

Nun müssen wir aber auch nach den Gegenanstalten des Kaisers fragen. Mathias, alt und krank, hatte keine Lust zum Kriege, und sein erster Minister, der sein ganzes Vertrauen besaß, der Kardinal und Wiener Bischof Klesel, eben so wenig. Dafür waren sowohl der Bruder des Kaisers Erzherzog Maximilian, als König Ferdinand der Thronfolger, der Meinung: man müsse den Aufrührern Ernst zeigen. Der Kaiser schlug für itzt, so zu sagen, die Mittelstrasse ein: er rüstete sich; und both zugleich den empörten Unterthanen Versöhnung und Frieden. Die Waffen gleichsam in der Ferne zu zeigen, hatte Graf Heinrich von Dampier schon ein mässiges Kriegsheer zusammenziehen müssen. Dieses zu verstärken, hatte man in den Niederlanden 6000 Wallonen anwerben lassen; und ein sehr erfahrner und tapferer Feldherr von eben dieser Nazion Karl Graf von Buquoi sollte dann den Oberbefehl der ganzen Kriegsmacht des Kaisers übernehmen. Aber wie wenig es dem Monarchen Ernst war, die Waffen wirklich zu brauchen; zeigte sich in den Antworten, die er den Evangelischen Stän-

den

den auf ihre kühnen Erklärungen, und Zumuthungen gab. Freylich blieb die von ihnen verlangte Bestättigung der Direktoren aus. Aber dagegen versprach er ihnen volle Sicherheit für den Majestätsbrief; ermahnte sie, die Werbungen einzustellen, weil ja kein auswärtiger Feind Böhmen itzt bedrohe; lud sie endlich ein, zum Gehorsam gegen ihn, als ihren König, zurückzukehren. Nur, wenn dieses nicht gutwillig geschähe, fügte er hinzu; würde er es mit den Waffen erzwingen müssen. Ja! da man wuste, daß Thurn die Haupttriebfeder von allem war, trachtete man denselben insbesondere zu gewinnen. Der Kaiserliche geheime Rath Eusebius von Khan ging dessentwegen nach Prag. Als Protestant und Glaubensgenoß der Mißvergnügten versprach er sich das Vertrauen der ganzen Parthey; und die Freundschaft, die er mit Thurn und seinem Gehülfen Fels immer gepflogen hatte, ließ ihn vorzüglich von diesen Anführern Billigkeit hoffen. Umsonst! Thurn blieb unbeweglich; und der rechtschaffene, dem Kaiserhause, ungeachtet der Verschiedenheit der Religion, mit ganzer Seele ergebene, Khan rieth nun selbst zum Gebrauch der Waffen. Man sah deutlich, daß es dem mit der Deutschen

Union einverstandenen Thurn, um Oesterreichs Sturz, wenigstens um Ferdinands Ausschliessung vom Böhmischen Throne, zu thun sey.

LVIII.

Ausbruch und erste Auftritte des Krieges.

Bald zeigten es die Stände auch durch die That, daß Frieden ihr Wunsch nicht sey; denn sie fingen die Feindseligkeiten, von ihrer Seite an. Drey Städte in Böhmen: Pilsen, Budweis, und Krumau, hatten an allem, was die Stände sich bisher erlaubt haben, keinen Theil genommen; und dieses hauptsächlich darum, weil sie lauter Katholische Bürger hatten. Die Stände wollten sie mit ihren Soldaten besetzen lassen: auch davon wollten die ihrem König getreuen Städte nichts wissen; und um nicht dazu gezwungen zu werden, warben sie auf ihre Kosten Soldaten, mit denen sie die ohnehin bewaffnete Bürgerschaft verstärkten. Sie wissen, meine Besten! daß Budweis,

weis, und Krumau im südlichen Theile Böhmens gegen Oesterreich zu liegen. Nun stund in diesem Lande nicht fern von der Böhmischen Gränze der Kaiserliche Feldherr Dampier. Thurn verstand den Krieg zu gut, um nicht gleich einzusehen, wie viel Vortheil es Dampiern verschaffen würde, wenn er gleich bey seinem Einrücken in Böhmen an zwey dem Kaiser getreuen Städten zwey Waffenplätze fände. Er wollte ihm also vorkommen; und beschloß, beyde durch die Waffen zu zwingen, Ständische Besatzungen einzunehmen. Das gelang ihm ohne viele Mühe mit dem schlecht befestigten Krumau: aber das besser verwahrte Budweis wehrte sich tapfer. Sie dürfen hier nicht unbemerkt lassen, meine Freunde! daß dieses noch im Junius, also einen Monat nach dem Fenstersturze der Statthalter sich ereignete; so sehr eilten die Stände mit der Eröfnung der Feindseligkeiten. Da sie hingegen von der Seite des Kaisers nur als eine Nothwehr zu betrachten war: denn nur, weil er eine ihm getreue Stadt, die zugleich bey dem schon gewissen Kriege für eine Vormauer Oesterreichs galt, nicht in die Hände derjenigen, die schon als seine Feinde aufgetreten waren, gerathen las-

sen konnte, gab er seinem Feldherrn Befehl, Budweis zu entsetzen. Dampier rückte nun in Böhmen ein; schadete aber der Sache des Kaisers mehr, als er ihr nützte. Er verwüstete das Land, und erbitterte dadurch das Landvolk. Die Bürger der Stadt Neuhaus, alle Katholisch und dem Kaiser, so wie der Ortsherr Slawata, getreu, wurden von der Ständischen Besatzung verhindert, ihm die Thore zu öffnen. Und dafür rächte sich Dampier an den unschuldigen Bewohnern der Vorstädte, und steckte ihre Wohnungen in Brand. Im Ganzen war sein Heer äußerst zuchtlos. Und diese Zuchtlosigkeit machte einem Thurn Hofnung zum Siege, wenn er es angriffe. Er hob daher die Belagerung von Budweis auf, und ging auf Dampieren los; den er endlich am 14ten September bey Czaslau antraf, und ihm sogleich zu Leibe ging. Einmal wurden die Böhmen zurückgeschlagen, aber bey einem wiederholten Angriffe trugen sie den Sieg davon. Dampier suchte nach seiner Niederlage wider die Verfolgung der Sieger eine Zuflucht in tiefen Wäldern: da er aber hier den äußersten Mangel litt; plünderte er die Gegend, so weit er sie erreichen konnte, und machte sich, wie alle Feldherren die kei-

ne

ne Zucht bey ihrem Heere halten, und zugleich den Herrn, dem er diente, immer verhaßter.

So wie dieser erste Sieg den Böhmen zur Fortsetzung des Krieges Muth eingeflößet hat; so fing auch der Kaiser an, mehr Ernst zu zeigen. Denn derjenige, der die Friedensgedanken bey ihm bisher am meisten unterhalten hatte, der Kardinal Klesel, war von seiner Seite entfernt. Sein zu großes Ansehen bey dem Kaiser und der Kaiserinn, hatte ihm den Unwillen des Erzherzogs Maximilian schon lange zugezogen; nun brachte er auch König Ferdinanden auf, weil er sich jeder ernsthaften Maaßregel, Böhmen zum Gehorsam zu bringen, widersetzte. Diese beyden Herren ließen ihn also durch zwey Kriegsobersten unvermuthet aufheben, und nach Tyrol in Verwahrung bringen. Der Kaiser, dessen Günstling er war, nahm das freylich nicht gut; aber man wuste ihn durch allerley Vorstellungen zu beruhigen. Indessen bemerkte man bald in den neuen Maaßregeln, daß, nach der Entfernung des, in jener Lage vielleicht zu friedliebenden, Klesel, die für den Krieg stimmende Parthey die Oberhand habe. Buquoi muste mit Verstärkungen nach Böhmen aufbrechen, und den Oberbefehl des dortigen

Heeres übernehmen. Man hatte zu Wien ganz recht: daß man sich von diesem Feldherrn viel mehr versprach; denn er war nicht nur an Einsichten einem Dampier um vieles überlegen, sondern hielt auch eine bessere Zucht im Heere. Aber hierinn hatte man Unrecht, daß man die Ständischen Soldaten für einen Haufen zusammengelaufener Bauern ausschrie, die man mit leichter Mühe bis nach Prag jagen, und so dem ganzen, beynahe lächerlichen, Kriege binnen wenig Tagen ein Ende machen würde. Buquoi sah bald, daß alles anderst sey, als man es ihm vorgemalt hatte; sah, daß er an Thurn einen großen Feldherrn, und an seinen Leuten tapfere Krieger vor sich hätte. Denn jeder Schritt, den er vorwärts that, kostete ihm Blut. Er ließ, als großer Mann, seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren, so wie er sie kennen gelernt hatte; und überzeigte durch seine Berichte den Kaiserlichen Hof, daß man ein viel stärkeres Heer in das Feld stellen müsse, wenn man Böhmen erobern wolle.

LIX.

Die Böhmen, durch Mansfeld verstärkt, kämpfen glücklich.

Die Böhmen, die nach Buquoi's Berichten schon an sich keine verächtlichen Feinde waren, erhielten um diese Zeit eine unvermuthete Verstärkung aus Deutschland. Daß die unirten, das ist: die zur Aufrechthaltung der Protestantischen Religion verbundenen Stände des Deutschen Reichs, mit den Häuptern der Evangelischen Parthey in Böhmen einverstanden waren, wissen sie schon, meine Lieben! Doch getrauten sie sich nicht, ihnen offenbar Beystand zu leisten; weil sie fürchten musten, daß die Katholischen Reichsstände, die sich dagegen, wie ich es ihnen ebenfalls erzählt habe, zur Vertheidigung ihrer Religion wider die Zumuthungen der Protestanten, in ein zweytes Bündniß, unter dem Nahmen der Liga, vereinigt haben, in diesem Falle den Kaiser, als den Beschützer der Katholischen Kirche, mit ihrer Kriegsmacht unterstützen

tzen würden. Aber was sie offenbar nicht thun durften, das wusten sie unter der Hand auszuführen.

Ernst Graf von Mansfeld, ein Bruder jenes ruhmvollen Helden Karls von Mansfeld, der unter Kaiser Rudolfen wider die Türken so tapfer gefochten hatte, und von ihm selbst zum Helden gebildet, hatte die Kriegsdienste Erzherzog Leopolds, den sie seit dem Passauer Einfalle wohl noch kennen werden, verlassen; und weil er glaubte, dieser Prinz hätte ihn zu wenig belohnt, einen tödtlichen Haß auf das ganze Haus Oesterreich geworfen. Dieser Haß sowohl, als sein Eifer für die Protestantische Religion, zu der er sich bekannte, bewogen ihn, seine Dienste der Deutschen Union anzutragen. Die Feinde des Hauses Oesterreich, gesetzt auch daß sie Katholisch waren, stunden damals immer im guten Vernehmen mit der Union. In diesem Falle war auch der mit dem König von Spanien, einem Prinzen des Oesterreichschen Hauses, im Krieg begriffene Herzog Karl Emmanuel von Savoyen. Er sprach die Union um Beystand an; und sie trug Mansfelden auf, einige tausend Mann in Deutschland anzuwerben, und mit ihnen dem Herzog zu Hülfe

nach

nach Italien zu ziehen. Itzt war er, nach geschlossenem Frieden, nach Deutschland zurückgekommen; und nun hießen ihn die mit den Böhmischen Empörern einverstandenen Häupter der Union zu derselben Beystand nach Böhmen gehn. Um aber sich nicht bloß zu geben, wandten sie vor, die Stände des Landes hätten seine Mannschaft in Sold genommen.

So wie Mansfeld in Böhmen angekommen war, wurde ihm aufgetragen, die dem Kaiser getreue Stadt Pilsen zu belagern. Um ihn aber in Stand zu setzen, dieses zu unternehmen; stieß zu den beyläufig 4000 Kriegern, die er aus Deutschland mitgebracht hatte, die Mannschaft, welche die beyden Städte: Saaz und Rakonitz, dem Aufgeboth der Stände zu Folge, ins Feld gestellt hatten. Den 19ten September berennte er die Stadt: aber sowohl die auf Kosten der Gemeinde geworbene Besatzung, als auch vorzüglich die Bürgerschaft selbst, that einen heldenmüthigen Widerstand. Nachdem endlich der tapfere Befehlshaber der erstern, Felix Dornheim, geblieben war, und Mansfelds Mauerbrecher in dem Stadtwall große Oefnungen gemacht hatten; drang er endlich am 21ten November

durch

durch dieselben stürmend ein. Sich wegen eines so hartnäckigen Widerstands zu rächen; erlaubte sich Mansfeld viele Erpressungen. Der lieben Abwechslung wegen, muß ich ihnen doch hier eine Posse der Belagerten und der Belagerer erzählen. Die ersten, als eifrige Katholiken, spotteten der Religion ihrer Feinde, indem sie sagten: der Galgen der Stadt Pilsen wäre ja älter, als der Glauben, zu dem sich jene bekenneten. Um diesen Einwurf zu widerlegen, rißen die Belagerer den alten Galgen ein, und bauten einen neuen. Also Posse gegen Posse. Aber das war zu ernsthaft, daß die Sieger den Henker der Stadt, der, als ein geschickter Schütz, ihnen durch Flintenschüsse während der Belagerung viele Leute getödtet hatte, den ersten an dem neuen Galgen aufgehängt haben.

Kaiser Mathias sprach darauf wider Mansfelden die Reichsacht aus: das war ein Geständniß, daß der Verlust von Pilsen ihn sehr schmerzte. Aber warum hat man denn, da die Belagerung doch 63 Tage gewähret, eine so getreue Stadt nicht entsetzt? An gutem Willen dazu fehlte es dem tapfern Buquoi nicht: aber er war eben so weise als tapfer. Thurns Heer, das er eher hätte

schla-

schlagen müssen, war durch Verstärkungen, die es aus Schlesien erhalten, auf 30000 Mann angewachsen; und ihm also zu sehr überlegen. Er muste froh seyn, daß er wider den Böhmischen Feldherrn Budweis deckte, und einige Orte an Oesterreichs Gränzen behauptete, um sich so die Zufuhr aus diesem Lande zu versichern. Er belagerte dennoch Neuhaus, um sich in Böhmen mehr ausbreiten zu können: aber Thurn zwang ihn zur Aufhebung der Belagerung, und zum Rückzuge nach Budweis, auf welchem ihm die Böhmen bey Lomnicz einen nicht unbeträchtlichen Verlust zufügten. Das Kriegsglück war also bisher auf der Seite der Böhmen; und das machte ihnen Muth, selbst zu einigen Winterunternehmungen. Radislaw Kinsky hieb eine Parthey von der Budweiser Besatzung zusammen, die vom Lande Lebensmittel hatte hohlen wollen. Und Joachim Schlick brach gar in Oesterreich ein, und hielt dort nicht zum besten Haus.

LX.

Einige Hofnung zum Frieden.

Sie werden sich wundern, meine Besten! daß die Evangelischen Stände Böhmens, die doch die Feindseligkeiten selbst angefangen hatten, auch wieder den ersten Schritt zu Friedensverhandlungen gethan haben; und dieses gerade um die Zeit, als ihnen Mansfeld die erste Hülfe aus Deutschland zugeführet hat? und doch war es so. Den 25ten September schickten sie eine Bittschrift nach Wien, in welcher sie dem Kaiser ihren Wunsch nach Frieden eröfneten.

Sie das besser einsehen zu machen, muß ich ihnen sagen: daß es selbst unter den mißvergnügten Ständen eigentlich zwey Partheyen gab, die im Grunde auch sehr verschiedene Absichten hatten. Einige hatten sich eigentlich nur durch ihren Eifer für die Evangelische Religion zur Widersetzlichkeit, und selbst zur Empörung wider den König verleiten lassen. Religionsfreyheit, vorzüglich für

die

die Evangelischen, im ausgebreitesten Verstande; Erweiterung der Ständischen Vorrechte, damit diese dem Majestätsbrief zur Schutzwehre dienen möchten; und allenfalls eine freye Königswahl, um selbst einem Katholischen König immer Bedingungen vorlegen zu können, die den Vortheil der Evangelischen Religion befördern könnten: darum war es ihnen hauptsächlich zu thun. Und von dieser Parthey scheinen ein Wilhelm Lobkowicz, die Schlicke, ein Harant, ein Pietipesky, mit den meisten Evangelischen Grossen von ursprünglich Böhmischen Häusern, so wie der größte Theil der bürgerlichen Direktoren gewesen zu seyn. Diesen als Ingebornen ging das Verderben des Vaterlands zu Herzen; sie waren also zum Frieden überhaupt geneigter, und wenn nur die Religionsfreyheit, und die Ständischen Vorrechte geborgen wären, wünschten sie ihn gar. Aber die heftigere Parthey der eigentlichen Häupter der Verschwörung, die aus ursprünglichen Ausländern: Thurn, Fels; und aus wenigern Böhmen, meistens aus, dem Geiste der Sekte gemäß, schwärmerischen Böhmischen Brüdern, worunter Budowa, und Raupowa waren, bestund, war nicht Willens, sich mit Religionsfreyheit, und selbst mit einer

gros-

großen Erweiterung der Ständischen Vorrechte zu begnügen. Schwächung, und wo möglich gänzlicher Umsturz des Hauses Oesterreich, war ihr mit der Union verabredeter Plan, den sie freylich selbst vor ihren Mitständen der ersten Parthey verborgen hielten; sie aber doch, durch die ihnen vorgespiegelte Gefahr für die Religion, zur Ausführung zu brauchen wusten. Dennoch konnte diese letztere Parthey es itzt nicht hindern: daß jene Bittschrift um Frieden, nach dem Gutachten der zahlreichern und gemäßigtern Parthey der Stände, dem Kaiser nicht zugeschickt worden wäre. Sie ließ also geschehen, was die Mehrheit der Stimmen wollte; nahm sich aber dafür vor, auf jeden kleinen Umstand um so aufmerksamer zu seyn, der da dienen könnte, den Frieden selbst zu erschweren. Das ließ, wie wir hören werden, vor allen andern Thurn, das Haupt der Parthey, sich immer angelegen seyn: nicht nur um seinen geheimen Verbindungen gegen die unirten Fürsten nachzukommen; sondern auch, weil er, bey seinen Feldherrngaben, im Kriege Ruhm, und bey der Parthey dadurch so viel Ansehen zu erwerben hoffte, daß ihm bey der neuen Verfassung keine Ehrenstelle leicht entgehen könnte.

So

So wie, wenigstens eine Parthey, unter den Evangelischen Ständen den Frieden aufrichtig zu wünschen schien; so war auch der Kaiser mehr als jemals geneigt dazu. Der Krieg wider die Böhmen ließ sich nicht so gut an, als diejenigen, so dazu gerathen haben, geglaubt haben mögen. Die eher verachteten Feinde hatten in einer Schlacht gesieget, einen festen Platz weggenommen, mehrere kleine Vortheile erfochten, selbst Oesterreich heimgesucht. Hiezu kamen die Berichte Buquoi's und seine Vorstellungen, das Kriegsheer zu verstärken, wenn man etwas ausrichten wolle. Alles das machte den Kaiser einen Krieg verabscheuen, dessen Führung eine Thätigkeit fodern würde, die sich mit seinem Alter, und mit seiner Krankheit nicht vertrüge. Er säumte also nicht, den Böhmischen Ständen auf ihre Bittschrift durch die Erklärung zu antworten: daß er nie gesucht habe, sie, die Stände, ihrer Privilegien zu berauben, wie man ihn dessen beschuldigt hätte. Schon das ließ alles Gute von ihm hoffen. Noch mehr schien er die Evangelischen Böhmen dadurch beruhigen zu wollen, daß er ihren Glaubensgenossen, den Kurfürsten Johann Georgen zu Sachsen, als Vermittler sich gefallen ließ, der auch

gar nicht säumte, Hand an das Werk zu legen, und einen seiner Räthe, Nahmens Grünthal, nach Prag schickte, um mit den Ständen zu unterhandeln. Grünthal eröffnete die Unterhandlungen mit der Versicherung: der Kaiser sey es zufrieden, daß man vor allem über einen Waffenstillstand übereinkomme. Freylich ward diese Versicherung nicht so aufgenommen, wie es der Kaiser, und der Kurfürst gewünscht haben. Man ließ Grünthalen gar lang auf eine Antwort warten, und am Ende zeigte man keine Lust zum Stillstand. Vermuthlich weil gerade die Waffen der Böhmen glücklich waren. Indessen vermehrten sich gleichwohl für itzt die Aussichten zum Frieden; nur Schade, daß Thurn sie bald wieder zu trüben wuste.

LXI.

Sie verliert sich wieder; und Kaiser Mathias stirbt.

Selbst während dieser Verhandlungen hatte sich am Kaiserhofe die Zahl derjenigen, die zum Kriege riethen, nicht nur vermindert; sondern man könnte sagen, diese Parthey hätte ihre Hauptstütze verloren. Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, war immer der Meinung, nur mit den Waffen könne man den Entwurf der Feinde des Oesterreichschen Hauses stören. Dieser Prinz starb den 2ten November 1618. Allgemein bedauert wegen seiner Tugenden, nahm er mit dem Ruhm des Helden, den er vorzüglich wider die Türken gezeigt hatte, auch jenen eines weisen Staatsmanns ins Grab. Von den Fürsten des Deutschen Reichs, an deren gemeinschaftlichen Verhandlungen er als Hochmeister des Deutschen Ordens Theil nahm, ward er durchgängig verehrt: in welchem Ansehen er aber

bey dem Kaiser seinem Bruder gestanden, sah man schon aus der bey demselben bewirkten Ernennung eines Thronfolgers. Denn Mathias, sich alles dessen bewust, was er als Thronfolger sich wider Rudolfen erlaubt hatte, scheute nichts so sehr, als einen Thronfolger bey Lebzeiten. Da also Maximilians Ansehen dem Gutachten der für den Krieg stimmenden Räthe kein Gewicht mehr beylegte, gab ihnen der Kaiser auch weniger Gehör. Und die Sehnsucht nach Frieden erwachte in ihrer ganzen Stärke bald wieder bey ihm.

Er ließ also gegen den Schluß des Jahres 1618 durch den Böhmischen Reichsbaron Adam von Waldstein, der mit mehr als hundert Großen der Nazion dem rechtmäßigen König getreu geblieben war, den Mißvergnügten neue Vorschläge machen; und foderte: die Stände sollten vor allem die Waffen niederlegen, dann gegen ihn, den Kaiser, als ihren König, Herrn, und Vater, sich getreu, und gehorsam bezeigen, endlich König Ferdinanden um sein Vorwort ersuchen. Da kein Monarch, ohne seine eigene Würde, so zu sagen, mit Füssen zu treten, mit seinen bewaffneten Unterthanen unterhandeln kann; so konnte

bey

bey etwas Billigkeit die erste dieser Foderungen nicht auffallen. Aber einem Thurn würde sie die lang gewünschte Veranlassung, die zu seinem Verdruß angefangenen Friedensunterhandlungen auf immer abbrechen zu machen; indem er den Ständen vorspiegelte: nicht um die Ruhe herzustellen, fodere man von ihnen, daß sie sich eher entwaffnen sollen, sondern um sie leichter zu unterjochen. So wie die Stände ihr Heer entlassen haben würden; würde von der Seite des Kaisers keine Rede mehr von Unterhandlungen seyn. Das Kaiserliche Heer würde dann ohne Verschub das wehrlose Böhmen ganz überschwemmen, und der Kaiser, ohne Rücksicht auf den Majestätsbrief und auf Ständische Vorrechte, als Sieger allenthalben Gesetze vorschreiben. Das hiedurch erweckte Mißtrauen machte, daß die Stände sich gar nicht geneigt erklärten, den Wünschen des Kaisers zu entsprechen. Der Kurfürst von Sachsen, der die Beruhigung des benachbarten Böhmens aufrichtig wünschte, gab zwar darum noch nicht alle Hofnung auf, den Frieden zu vermitteln. Den Weg dazu sollte ein Waffenstillstand bahnen; und über dessen Bedingungen überein zu kommen, schlug er eine Zusammen-

tretung zu Eger für den 3ten April 1619 vor.

Aber diesen Tag erlebte Kaiser Mathias nicht. Zu den Kränkungen, welche diesem Fürsten die letzte Zeit seines Lebens verbittert haben, kam auch der Verlust seiner Gemahlinn, den er um so mehr empfand, weil er in ihrer ausserordentlichen Zuneigung einen Grad häußlicher Glückseligkeit genoß, die an Höfen, und in Pallästen überhaupt, eben nicht immer einkehren soll. Die Kaiserinn Anna starb den 14ten Dezember 1618; und der Schmerz über ihren Tod mag wohl auch zur Vermehrung der körperlichen Leiden ihres kranken Gemahls beygetragen haben. Er unterlag ihnen endlich den 10ten März 1619 im 62ten Jahre seines Alters.

Das Betragen dieses Kaisers gegen seinen Bruder Rudolf ist sowohl von seinen Zeitgenoßen bey seinen Lebzeiten, als auch seit dem von allen Geschichtschreibern getadelt worden. Lernen sie daraus, meine Lieben! daß auch der höchste Rang, den ein Mensch bekleiden kann, ihn vor dem Tadel der Welt nie sichern wird; wenn er wirklich tadelhafte Handlungen begangen hat. Und wie lehrreich ist es nicht, daß Mathias für das, was er

wi-

wider seinen Bruder gesündigt, gerade durch die Empörung der Evangelischen Stände gestraft worden ist, deren er sich als Werkzeugen bedienet hat, Rudolfen zu kränken? So läßt die Göttliche Vorsicht denjenigen selten ungestraft, der sich an dem Beherrscher eines Volkes vergriffen hat. Sie will uns dadurch die Unverletzbarkeit der Throne einschärfen, die zur Ruhe und Glückseligkeit der Völker so nothwendig ist.

Auf der andern Seite ist es eine unverschämte Verläumdung durch Religionsvorurtheile geblendeter Geschichtschreiber: daß Kaiser Mathias die in Böhmen entstandenen Unruhen nur durch die Waffen beygelegt wissen wollte. Die Evangelischen Stände haben ja die ersten Feindseligkeiten ausgeübt, und nicht Er: diese wollten also Krieg; und wenigstens die Häupter der Parthey musten ihn, bey der geheimen Absicht, das Haus Oesterreich zu stürzen, wollen. Mathias wollte gewiß Blut schonen: darum brauchte er, wider den Rath seines Bruders, gleich Anfangs so wenig Ernst; darum trug er seinen empörten Unterthanen einen Waffenstillstand an; darum schlug er einen Vermittler vor, der so gar den Empörern, als ihr Glaubensgenoß, angenehm seyn muste.

muste. Sie werden in der Folge sehen, meine Lieben! daß eben die Parthey, deren geheime Verbindungen es einem Mathias nicht erlaubten, die Waffen niederzulegen, auch seinen Nachfolger gezwungen hat, sie mit mehr Nachdruck zu führen. Doch davon im zweyten Bändchen, das bald, sehr bald nachkommen wird; wenn ich nur erst weiß, meine Freunde! daß ihnen das erste Vergnügen gemacht hat.

Verbesserungen.

S. 32	Z.	4	anfgefodert	lies:	aufgefodert
— 33	—	19	ihm	—	ihn
— 67	—	25	ist das Zwar wegzulassen		
— 78	—	13	danktea	lies:	dankten
— 107	—	4	wählte	—	wählten
— 125	—	4	vou	—	von
— 141	—	18	ueuen	—	neuen
— 168	—	3	Stuckkugel	—	Stückkugel
— 182	—	1	den	—	Frieden
— 221	—	18	Untraquisten	—	Utraquisten
— 243	—	7	Landesstände	—	Länderstände
— 249	—	8	Entschuß	—	Entschluß
— 250	—	9	nach Jahren anstatt des Fragzeichens ein Schlußpunkt.		

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cornova, Ignaz,

Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte

Bd.: 1

Prag 1799

Austr. 1028-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009293-1
VD18 90027450